Rheinlands Wunderhorn

Sagen vom Rhein

Rheinlands Wunderhorn.

Sagen,

Geschichten und Legenden,

auch

Ränke und Schwänke

aus den alten Ritterburgen, Klöstern und Städten

der Rheinufer und des Rheingebietes

von den Quellen bis zur Mündung des Stromes.

Dem deutschen Volk gewidmet

von

C. Trog.

Fünfzehnter Band.

Von Kleve bis zur Mündung.

„Die Sage erfreut, erheitert, erhebt, rührt nicht allein das Volk; sondern sie ist ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Trösterin durch die Macht des Beispiels.“

Essen & Leipzig.
Verlag von Alfred Silbermann.

Druck von Bauer & Witzler, Oberhausen.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

Seite

Bei Bearbeitung dieses Bandes wurden benutzt: Deutsche Sagen von H. Pröhle; Rheinsagen von Simrock. von Kieser; die Vorzeit der Länder Kleve rc. von Montanus; Hebels Werke; Sagensammlung der Niederlande von Joh. W. Wolf rc.

Sagen von Mülheim a. d. Ruhr.

„Vieles wird der Zeit zum Raube,
Doch nicht alles kann vergehn,
Einer ist's, an den ich glaube,
Einer, den die Sterne seh'n."

Einer der schönsten Flüsse, welche in den Rhein münden, ist die Ruhr. Noch bei ihrem Austritte aus dem Gebirge, nicht eben weit von ihrer Mündung, pflanzt sie als Grenzwächter in dunklem Gehölz bei Kettwig und Mülheim mehr oder weniger alte Burgen auf. Aus roter westfälischer Erde am Abhange des Astenberges entsprungen, sondert sie den Haarstrang und die Berge des Ardei im Norden und das Sauerländische Gebirge im Süden. Ihr Thal ist eng bis Neheim, wo die erweiterten Wiesenthäler das prachtvolle Rindvieh des Ruhrthales üppig nähren. Kraftvoll schreitet der Stier des Ruhrthales vor dem Pfluge daher und die Kuh gibt würzige Milch und den kleinen kräuterreichen Neheimer Käse.

Der Duisburger Busch zieht sich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzuweite Entfernung von Mülheim. Von der Landstraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen, grünenden Waldwege, welche jene rechtwinklig schneiden und aus denen noch in neuester

Zeit oft Räuber und fremde oder verstellte Männer auf den heimkehrenden Mülheimer zugetreten sein sollen. Aber bekannt ist, daß ein Ueberrest der wilden germanischen Pferde sich nirgends so lange als im Duisburger Busche, im Winkel zwischen Rhein und Ruhr, erhalten hat. Erst als die Franzosen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zusammentreiben und verkaufen.

Da, wo jetzt der Duisburger Busch aufhört, zieht sich bis nach Mülheim eine Anzahl einzeln gelegener Gehöfte, Speldorf genannt. Hier in der Nähe des Duisburger Waldes saß einst ein mutiger Mann, der Wirt Schnüran, des Nachts um 12 Uhr an seinem Braukessel. Da sprangen nach und nach über die Thür dreizehn schwarze Katzen, Tiere, so feist und rund wie die Bären. Sie schnüffelten um den Kessel, setzten sich um den Topf und schnurrten. Endlich ergriff Schnüran den großen Schöpflöffel mit glühend heißem Biere und goß dies den Tieren rasch über die Bälge. Himmel Dutzend, wie rissen sie da aus durch Hecken und Sträuche! Sie eilten dort nach ihren Wohnungen; am anderen Morgen erfuhr Schnüran, daß dreizehn alte Weiber aus seiner Nachbarschaft krank seien. Das waren die dreizehn Katzen gewesen und jede hatte von Schnüran's heißem Bier zu kosten bekommen, an dem die eine sich den Mund und die andere den Rücken verbrannt hatte.

Wie diese Frauen als Hexen erkannt sind, so wurde auch einst bei Broich am Berge eine

Hexe in die Ruhr geworfen. Weil sie nämlich ihr Bündnis mit dem Teufel nicht bekennen wollte, so wurde die Hexenprobe mit ihr angestellt. Da, wo im Angesichte von Schloß Broich, oberhalb der Schlacht oder des Wasserwehrs, das goldgrüne Ruhrwasser im breiten behaglichen Bette um das gartengleiche Mülheim seine reizenden Windungen macht, sollte sie in den Fluß geworfen werden. Schwamm sie oben, so war sie eine Hexe. Da sagte ihr der Teufel am Ufer: „Ich werde Dir helfen. Hier, nimm diese schwere eiserne Stange in die Hand; Du fühlst wohl gleich, daß ohne Teufelskraft ihre Wucht gar niemand heben kann. Sicherlich zieht sie Dich nieder auf den Grund der Ruhr. Dann wirst Du vom Grunde heraufgezogen und für ein ehrlich Weib erklärt." Die Hexe nahm, was ihr der Teufel gab. So wurde sie in die Ruhr geworfen, schwamm aber oben wie ein Stöpsel. Nun wurde sie als eine überführte Hexe ans Ufer gezerrt. Da sah sie endlich, daß sie keine Stange, sondern eine Nähnadel in der Hand hatte. Der Teufel hatte sie betrogen und ihr die Augen geblendet.

Am krummen Weidenbaume auf Birkhofs Weide bei Mülheim ging einst in der Frühe des Ostermorgens ein Mädchen, im Alter von siebenzehn bis zwanzig Jahren, vorbei. Da lag ein Schatz zu Tage, davon füllte sie ihre Schürze und ging weiter. Aber leider war sie nicht mehr schuldlos, wie die Welt von ihr glaubte. Darum dünkte ihr die Schürze bald so naß und so kalt, als sie

aus der Weide war, und sie hatte wirklich statt des Goldes nur noch Kröten und Schnecken darin. Eine tugendhafte Jungfrau wird aber einst in der Osterfrühe den Schatz am krummen Weidenbaume noch heben.

Friedrich, Graf von Isenburg.

„Die alten, grauen Warten liegen
Zerfallen da in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Uhu und Sperber ein und aus."

Ungefähr eine Stunde oberhalb Werden, ein wenig weiter von Essen entfernt, liegt hart an der Ruhr eine einsame Burg, welche zwar aus alter Zeit herrührt, allein längst verfallen war und jüngst durch modernen Ausbau wieder wohnbar gemacht ist. Baldenau ist ihr Name, und die Bewohner erfreuen sich einer sowohl romantischen als lieblichen Aussicht aus den altgothischen Fensterbogen auf die rasch dahin eilende Ruhr, die lachenden Wiesen, die den Fluß umgeben und die nicht unbeträchtlich hohen mannigfaltig gestalteten Hügel, die als riesige Zeugen alter Zeit den Wasserspiegel überschauen und tief auf ihr Bild herab blicken. Der Berg, an dessen Fuß das genannte Schloß liegt, ist einer der höchsten in der Nähe. Auf steilem Pfade gelangt man zu seinem Rücken, wo sich eine herrliche Aussicht darbietet in das sich rings krümmende Ruhrthal. Zwischen bemoosten morschen Eichenstämmen und jugendlich schlanken Buchen, auf einen von Heide-

strauch und Heidelbeerstengeln freien, etwas abgeflachten Waldhange, der Ruhr zu, gewahrt man hier noch die wenigen Überreste der einst stolz emporragenden Isenburg, deren Namen durch ein im frühen Mittelalter dort blühendes Grafengeschlecht berühmt wurde. Das Schloß bestand aus zwei Gebäuden. Das erste oder die untere Burg hatte acht Türme mit breiten Steinmauern. Dort waren Wohnungen für 400 Knechte, die Schloß und Land bewachten und dem Grafen zur Fehde folgten; dort befanden sich auch die Ställe für die Pferde, Rinder u. s. w. — Von dieser Unterburg stieg man 15 Treppen hinauf durch einen gewaltigen Turm mit Zugbrücke und Fallgatter zur obern Burg, wo der Schloßherr wohnte. Vier Türme ragten auf den Ecken, und ein fünfter Turm erhob sich vor der Mitte des Gebäudes nach der Landseite zu. Dort waren die Ringmauern von einem tiefen Graben umzogen und es war kein anderer Zugang, als über die Zugbrücke des mittleren Turmes, der mit hohen Warten gen Norden schauete. Von der oberen Burg konnte man die ganze Ruhrgegend überschauen, und das Gebäude hatte so viele Hallen und Gemächer, daß auch dort über 400 Menschen wohnen konnten. Beide Gebäude hatten in der Mitte einen Brunnen. Dieser, wie die Keller waren tief in den Felsen gehauen. Bei anhaltender Dürre wurden die Brunnen bisweilen trocken, und dann mußte man, um Wasser zu schöpfen, 274 Stiegen von der untern Burg zum Flusse

hinab. Nach Norden hin war der Burggarten, den ein großes flaches Feld umgab, wo jetzt Wald und Wildnis steht.

Also beschreibt uns ein Augenzeuge das Schloß und von dessen Größe mag man wohl auf die Macht der Schloßherren schließen. Glanz und Reichtum umgab die Grafen von Isenburg, weithin waren sie berühmt, denn sie hatten sich immer ausgezeichnet durch kühnen Mut und durch Gewandtheit in dem damaligen Kriegswesen; ihre nahe Verbindung mit den Landesherren, den Grafen von Berg und Altena, hatte ihnen den ersten Rang vor deren Vasallen erteilt, und erhebliche Dienste dankten ihnen diese Landesherren. Doch jetzt ist der Glanz des edlen Geschlechtes verdunkelt, sein Name ist gebrandmarkt in der Geschichte, seine Burgen liegen seit Jahrhunderten im Schutte und andern Edeln wurden ihre weitausgedehnten Besitzungen zugeteilt — alles durch die Frevelthat eines Abkömmlings dieses Hauses, des Grafen Friedrich von Isenburg, der sich erfrechte, Hand zu legen an die geheiligte Person seines Oheims, des damaligen Erzbischofs Engelbert I. von Köln.

Nie hatte das Erzbistum Köln sich eines solchen Glanzes und einer solchen Ruhe gefreut, als in den Tagen Engelberts des Heiligen. Es hatte aber bisher auch noch kein Mann den erzbischöflichen Stab geführt, welcher mit körperlichen und geistigen Vorzügen so wie er geschmückt war. Hohe kräftige Gestalt und männlich schönes Antlitz,

allen Sprossen von Altena gemeinsam, hoben ihn besonders hervor. Eben so kräftig wie er seiner Kirche vorstand, wußte er auch im Kampfe das Schwert zu führen, bei Papst und Kaiser stand er in gleich hohem Ansehen und seine Klugheit wie sein Ernst übten über ganz Deutschland eine wohlthätige Macht. Er allein vermochte herzustellen und zu handhaben, was vielen mächtigen Kaisern nicht gelungen war — den Frieden des Landes. — Von zarter Kindheit auf unter Waffen erzogen, einst zu glänzen in den Heldenreihen des bergischen Grafenhauses, wandte er seine Kraft vielmehr auf die damals üblichen Wissenschaften, und noch als Jüngling erwählte er den geistlichen Stand. Damals, als Scharen frommer Streiter nach Palästina zogen, dort den Martyrtod zu sterben auf dem Boden, der als die Heimat ihres Heilandes ihnen heilig war, belebte die glühendste Liebe für ihre hohe Religion die kräftigen Gemüter des Adels sowie des Volkes, und viele aus den edelsten Geschlechtern sogar verschmäheten es nicht, die klösterliche Abgeschiedenheit oder ein Einsiedlerleben zu erwählen zu einem stillen, gottgeweihten Leben. Dem damaligen Geiste gemäß segneten Engelberts fromme Eltern ihres Sohnes Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, denn Adolf, ihr ältester Sohn, berechtigte zu der Hoffnung, daß er seines Vaters Würde mit Ruhm und zur Beglückung seiner Untergebenen bekleiden werde. Es lag auch in der Politik des bergischen Grafenhauses nach geistlicher Würde zu streben,

denn viele ihres Stammes hatten als kölnische Erzbischöfe, die meist aus dem hohen Adel der Nähe, selten ohne große Ambition gewählt wurden, mit Ruhm geglänzt, und einen Blutsfreund in dieser Würde zu haben, war dem Lande immer zum Heile, wie dasselbe denn auch oft traurige Ereignisse zu befahren hatte, wenn aus einer ihm befeindeten Familie seinen Grafen ein Erzbischof gegenüberstand: denn der Klerus überbot damals die weltliche Macht in vielem; sowohl die Gemüter des Volkes als auch das Recht hatte er für sich, denn die mangelhaften germanischen Statuten und Rechtsbräuche wurden durch das wachsende kanonische Recht teils verdrängt, teils umgemodelt, und das der weltlichen Herrschaft günstigere römische Recht, das damals in Bologna von tüchtigen Männern, den Glossatoren, gelehrt wurde, um welches zu hören die Kaiser den wißbegierigen jungen Adel aufmunterten und ihm hierzu viele Vorteile verschafften, die sich noch in verschiedenen Universitätsfreiheiten und Studentenprivilegien bis zum heutigen Tage im Nachklange erhalten haben, — dies römische Recht zum allgemein geltenden zu machen, wollte, was sie auch dafür vorzubringen sich bemühten, den Kaisern nicht gelingen.

Die Aussicht auf den kölnischen Erzbischofstuhl, in Vergleichung gezogen mit den Talenten und dem Eifer seines Sohnes, berechtigte den Grafen Engelbert I. von Berg zu den kühnsten Hoffnungen. Dies höhere Ziel vor Augen haltend, schlug der damals schon mit vielen geistlichen

Pfründen begabte Engelbert, als ihm, dem 18jährigen Jünglinge das Bistum Münster angetragen wurde, dasselbe aus, indem er erklärte: einer so hohen Würde nicht gewachsen zu sein; und wenn man auch damals schon beobachtete, daß, wie er, keiner so weise und kräftig ein solches Ruder zu lenken verstünde, so brachte diese Enthaltsamkeit des Sprossen eines so ehrgeizigen stolzen Grafenhauses, demselben den Ruf der Demut und der Gottseligkeit, welcher ihn heller umstrahlte und sich weiter verbreitete, als die Macht eines Bischofs von Münster gethan haben würde.

In Köln lebte Engelbert als Dompropst, widmete dem Studium, wie der Hilfeleistung des damaligen Erzbischofs Theodorich, eines Anverwandten, seine Zeit, und stand in dem Rufe der Gelehrsamkeit, des Frommseins, der Gerechtigkeitsliebe und der Leutseligkeit. Im Jahr 1215 wurde Erzbischof Theodorich förmlich entsetzt, und Engelbert nach vielen Streitigkeiten, die bei solchen Wahlen gewöhnlich waren, durch die Mehrzahl der Stimmen zu seinem Nachfolger erkoren. Engelberts Regierung bezeichneten Thaten der Weisheit, Menschenliebe und Kraft. Gegen den Knecht wie gegen den Ritter war er gleich freundlich, gleich gerecht; dem Unwesen der Raubritter steuerte er mit starker Hand in offenem Kampf wie durch die Fehme, die er über seinen ganzen Sprengel auszubreiten bemüht war; die gesunkene Klosterzucht stellte er her, half dem Ackerbau wie dem Städtewesen, dem Handel auf, und machten es

auch, den Sitten der Zeit nicht widersprechend, oft dringende Umstände notwendig, daß der Erzbischof die Haufen der geadelten Räuber mit gewaffneter Hand zu Paaren trieb, und ihre Burgen zerstörte, so versäumte er dennoch nie die heiligen Handlungen seines Amtes. Wohl war es eine gefahrvolle stürmische Zeit, als Engelbert die Regierung antrat; denn die Fehden, welche eine zweifache Kaiserkrönung unter seinen streitsüchtigen Vorgängern Adolf und Theodorich hervorgerufen hatte, dauerte zum Teile noch fort, und hatten das Reich so zerrüttet, daß Handel und Ackerbau stockten und die Straßen unsicher waren. Eifersucht und Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Papst schienen keinem festen Frieden Raum geben zu wollen und hielten alle Fürsten in Spannung. Engelbert hatte mächtige Neider und das Erzstift war in Schulden und Mißachtung versunken, jedoch wie die Frühlingssonne aufgeht nach den Äquinoxial-Stürmen, so erheiterte Engelberts reges Wirken die stürmische Nacht der Fehden und Verwirrungen. In kurzer Zeit hatte er den Glanz der Bischofswürde erneut, über 20,000 Mark Silbers Schulden abgetragen, die Fehdegänger verscheucht und die Straßen gesäubert. Des Erzbischofs Ruhm verbreitete sich in allen Landen, und als der Kaiser Friedrich II. nach Italien ging, vertraute er ihm, als Reichsverweser, die Zügel der Regierung, und seinen Sohn und Nachfolger Heinrich zur Erziehung an. Solche Früchte aber trug des Erzbischofs Landesverwal-

tung, daß gleichzeitige Schriftsteller von ihm sagen: „Das Land habe damals eine Ruhe genossen, wie sie ihm lange entfremdet gewesen sei, und die glücklichen Tage eines Augustus haben wiederzukehren geschienen!“ Der Papst Honorius II. rief, Engelberten bewundernd, aus: „Nur durch ihn ist der Papst in Deutschland noch etwas geachtet!“ Dankgebete der Waisen und Bedrängten wurden dem Beschützer, er half, bestrafte, schuf und zerstörte mit Milde und Kraft, wie er es gerecht und den Umständen gemäß fand. Geliebt war er von den Bürgern, gepriesen von den Kaufleuten. Die Landbauern verehrten ihn als ihren Schützer; der Adel war ihm abhold. Jedoch so gefürchtet war des Erzbischofs Strenge, Wachsamkeit und Gerechtigkeitsliebe, daß sie es nicht wagten, gegen seine Geleitsbriefe zu freveln, — ja, ein Handschuh von ihm, statt eines Geleitbriefes, in der Hand des fahrenden Kaufmannes schreckte den verwegensten Räuber in seinen Schlupfwinkel zurück.

Dem das geistliche Regiment am wenigsten zusagen mochte, war Friedrich, Graf von Isenburg. Sein Vater war Arnold I., Graf von Isenburg und Limburg an der Lenne. Isenburg und Altena hatten mit Berg ein gemeinsames Wappen, die Rose, und der Graf von Berg hatte in den Schlössern des Isenburgers das Öffnungsrecht. Friedrich von Isenburg, als Besitzer der Isenburg, Nienbrück, Limburg war ein mächtiger Herr und seine Tapferkeit erwarb ihm Achtung.

Er war ganz das Bild seiner Zeit. Kühn und fehdelustig war er leicht bewegt zur unbesonnenen That, und weil er die Folgen mit vorschauendem Geiste selten voraus bedachte, so führte er beharrlich durch, was er Freunden versprochen, oder was sein unruhiges Gemüt ihm eingegeben hatte. Er war wie sein Oheim Engelbert von schöner hoher Gestalt, gar heiteren Sinnes und zählte viele Freunde, denen er mit biederer Treue ergeben war. Seine Ehrgeiz, seine Verwegenheit und Rachsucht machten ihn dem Feinde gefährlich und nicht selten artete seine Streitlust zur Rohheit und zu Freveln aus. Seine Unversöhnlichkeit, wenn er einmal beleidigt war und sein Starrsinn, wenn es galt, ein vermeintliches Recht zu verteidigen, ließen ihn gegen den stärkeren Feind des graden Weges vergessen. Dies verdunkelte den Glanz seiner guten Eigenschaften und stürzte ihn ins Verderben. Durch seine Verbindung mit Elisabeth, der eben so reichen als tugendsamen Herzogin von Limburg, der Schwester des Grafen Heinrich von Berg, hatten sich seine Macht und sein Anhang noch vermehrt, und so wuchs auch sein Übermut. Die durch die Reichsfehden jüngst entzügelte Raubsucht des Adels, wurde durch des Reichsverwesers Wachsamkeit nur niedergehalten, nicht aber getilgt und so glimmte der Zunder zu Fehden tückisch hinter Mauern verborgen. Beraubung auf öffentlicher Heerstraße galt dem Adligen nicht für unedel; selbst Fürsten verschmähten oft die Erwerbsquelle nicht, und einen streng ge-

haltenen Landfrieden sahen die Edlen daher als eine Beeinträchtigung ihrer erworbenen Rechte an. Der mächtige Isenburger teilte die Ansicht dieser Raubritter, darum ketteten sie sich an ihn und schmeichelten seinem Übermute, aus Furcht vor des Reichsverwesers Strenge, sich hinter ihm versteckend. Besonders am Rheine, oberhalb des Siebengebirges, wurde der Name Isenburg oft bei Freveln genannt. Zu mancher Unordnung hatte Engelbert geschwiegen; aber es kam zu offenem Bruche, als Friedrich ihm im tiefsten Herzen wehe that, als er gegen die Klöster feindlich auftrat.

Friedrich war nämlich Schirmvogt der Abteien Essen und Werden. So lange der Landfrieden noch nicht vollständig gesichert war, bedurften die geistlichen Stifter solcher Schützer, denen neben der Sicherung der Personen und Güter, auch die weltlichen Angelegenheiten zu schlichten oblag. Dafür bekamen die Schirmvögte besondere Gefälle und Vorteile, und die Schutzherrschaft wurde unter die Einkünfte dieser Herren gerechnet. Als aber Bannflüche und Landfrieden die Geistlichkeit gesichert hatten, glaubte diese des weltlichen Schwertes nicht mehr zu bedürfen, sie hielten die Schirmvogtei für überflüssig und suchten sich auch den stipulierten Entrichtungen zu entziehen. So die Stifter Essen und Werden. Sie kündigten dem Isenburger die Gerechtsame auf und hielten ihm päpstliche Freibriefe vor, nach denen er sich der Erhebung von Gefällen zn enthalten hatte. Friedrich aber verlachte Freibrief und apostolische

Drohung; er behauptete sein ererbtes, bisher ausgeübtes Recht, und nahm forthin mit Gewalt, was ihm freiwillig nicht mehr dargeboten wurde. Um der Geistlichkeit zu beweisen, daß die Schirmvogtei ihr noch nicht entbehrlich worden sei, reizte er die Raubritter zur Beeinträchtigung derselben und ließ es geschehen, daß auf isenburgischem Gebiete, die für das Stift Essen bestimmten Fuhren weggenommen wurden (1222). Er soll sogar die Beute mit dem Gesindel geteilt haben. Da suchten die Nonnen bei dem Erzbischofe Schutz und dieser stellte Friedrich zur Rede, der aber antwortete: „Wenn das Kloster ihm die Schirmvogteigefälle nicht entrichte, so sei er wegen der Beraubung auch nicht verantwortlich, dies sei von altersher so gehalten worden, und die Nonnen müßten nun entweder die Verpflichtungen anerkennen, oder zusehen, daß ihnen daraus ein größerer Nachteil erwachse.“ Der Erzbischof zeigte bei dieser Angelegenheit eine ungewöhnliche Nachsicht und versprach Friedrich sogar eine Jahresrente als Abfindung. Allein der rheinische und westfälische Adel, der eifrig eine Gelegenheit suchte, dem lästigen Reichsverweser zu schaffen zu machen, reizte Friedrich zum Widerstande. Es hieß, der ganze Adel und das Reich leide durch des Erzbischofs Anmaßung; die Vogtei sei eine weltliche Sache und ehe ein Reichstag darüber entschieden hätte, müsse es beim Alten bleiben. Die Besseren sogar äußerten sich für Friedrichs Sache, denn sie waren der geistlichen Herrschaft müde geworden,

und besonders Graf Heinrich von Limburg-Berg war Engelbert gram, weil dieser ihm sein rechtmäßiges Erbe, die Grafschaft Berg, vorenthielt. Da rief Friedrich aus: „Der stolze Erzbischof ist selber im Falle der Ungerechtigkeit, er ist nicht Herr dieses Landes und hat mir nichts zu befehlen!" Viele Fürsten teilten die Ansicht und ihres versprochenen Schutzes gewiß, trieb es Friedrich ärger als zuvor. Da gelangte das Wehegeschrei der Nonnen endlich vor Kaiser und Papst, an welche sich Adelheid von Wildenburg, die Äbtissin, gewandt hatte. Engelbert erhielt den Auftrag, die Sache streng zu untersuchen und die Störungen abzustellen.

Es begab sich aber zu dieser Zeit, daß Engelbert gen Soest in Westfalen reisete, die dortige Kirche zu weihen und eine Provinzial-Synode abzuhalten, die er auf den 3. November 1225 ausgeschrieben hatte. Als geistlicher Richter und Stuhlherr des westfälischen Freigerichts, ließ er den Isenburger dorthin laden, verwarf dessen Ansprüche auf die wohlerworbene Schirmvogtei, verwarf dessen Berufung an den nahen Fürstentag zu Nürnberg, machte ihn bekannt mit der über seinem Hause schwebenden Strafe und befahl ihm mit dem Ernst und dem Stolze eines strengen Richters, alles dem Kloster Entzogene zu ersetzen und als Kirchenräuber selber Buße zu thun nach damaliger Sitte, mit geschorenem, mit Asche bestreuten Haupte, in einen Sack gekleidet. Friedrich schien betroffen, er versprach die Sühne; allein

er war schon zu weit gegangen, als daß er ohne Beschämung hätte umkehren können. Seinem Stolze war eine so tiefe Demütigung unmöglich und die Zuversicht auf die Macht seiner Anhänger machte ihn halsstarrig. Eilig berief er seine Freunde, die auf eine günstige Gelegenheit, mit dem Erzbischof zu brechen, in der Nähe lauerten um sich, und machte sie mit seiner Lage bekannt. Des Bischofs Tod wurde beschlossen. Weil Engelberts Tod dem Grafen Heinrich nur wünschenswert sein konnte, er hierzu auch den aufgebrachten Isenburg angereizt haben mochte, so hoffte dieser von Heinrich reichen Dank zu verdienen und hielt sich so des Schutzes des Grafen von Berg versichert. — Die rasch beschlossene That erheischte Eile. Schon war Engelbert von unbekannter Hand ein Brieflein zugestellt worden, welches ihm die Verschwörung gegen sein Leben enthüllte. Die Macht des versammelten Adels befürchtend, hielt er es nicht für ratsam Gewaltschritte zu wagen. Er ließ die jüngeren Brüder Friedrichs, Wilhelm und Gottfried von Isenburg, Bischöfe von Osnabrück und Münster, zu sich rufen, teilte ihnen mit, was er von dem Vorhaben ihres Bruders gehört hatte und hielt ihnen vor, wie er seine Vettern immer geliebt habe, und wie besorgt er stets für deren Vorteil gewesen sei. Obwohl diese Grafen und Bischöfe bemüht waren, den schwarzen Verdacht von dem Bruder zu wälzen, und obgleich Engelbert scheinbar annahm, daß alles nur Verleumdung sei, so kannte er doch die

Gefahr, in welcher er schwebte, nur zu klar, und war deshalb für seine Sicherheit besorgt. Vor dem getreuen Bischof von Minden äußerte er, als die Vettern sich entfernt hatten: „Er sei hier in einer schwierigen Lage, denn zeihe er Friedrich des Frevels, so würde man ihn als Verleumder ausrufen, und schweige er, so bleibe der schreckliche Frevel einer solchen Verschwörung ungeahndet und ihm selbst Gefahr. Doch nachdem er bei dem Bischof gebeichtet und das Nachtmahl empfangen hatte, zog er vor, vorab zu schweigen und sich zu stellen, als ob er nichts fürchte. So trat er mit seiner Leibwache, die noch durch den Grafen von Dortmund und dessen Reisigen verstärkt wurde, die Reise nach Schwelm an, wo er die neuerbaute Kirche am 8. November zu weihen gedachte. — Um allen Verdacht von sich zu entfernen, und den Oheim durch den Wahn der Sicherheit zu verleiten, ihm Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens darzubieten, ritt Friedrich in des Erzbischofs Gefolge, und schien ganz freundlich und unbefangen, während er auf Gelegenheit lauerte, seinen Frevel zu vollbringen. Da sagte der Erzbischof zu dem Grafen Konrad: „Er halte das Gerede von Friedrichs Vorhaben für Verleumdung, denn der Verstellung sei dieser minder fähig, als der unglücksamen That. Doch Konrad von Dortmund machte den Fürsten aufmerksam, daß Friedrich sich oft unter allerlei Vorwand von dem Gefolge entferne, und dies genugsamen Grund zum Verdachte gebe. Diese Vor-

stellung vermochte den Erzbischof an der Ruhrbrücke bei Westhofen einen Teil seiner Leibwache zurückzulassen, denn da Friedrich ihn am vorigen Tage noch jenseits der Ruhr verlassen hatte, und dieser Fluß durch anhaltendes Regenwetter, das auch die Reise verzögerte, so hoch angeschwollen war, daß der Übergang außer der Brücke unmöglich schien, so glaubte Engelbert durch diese Vorkehrung hinlänglich gesichert zu sein. Aber der Isenburger, der sich unter dem Vorwande, nach Nienbrück reiten zu müssen, entfernt hatte, war schon mit 25 verwegenen Mordgesellen durch eine bekannte Fuhrt gelangt, und nachdem sich Graf Konrad im Dorfe Gevelsberg von dem Erzbischofe getrennt hatte, die erzbischöfliche Leibwache aber mit den Dortmundern in einer Schenke des Dorfes etwas zurückgeblieben war, benutzten die Mörder, durch Späher von allem benachrichtigt, gerade den Augenblick, als der Erzbischof, der auf eigenem Gebiete angelangt, alle Gefahr entfernt wähnend, mit zwei Reisigen, zwei Edelknaben und einigen Prälaten, eben den Hohlweg des Gevelsberges hinabritt. Dort, wo der Fürst auf einen Kreuzweg gelangte, drangen zu beiden Seiten die Verfolger auf ihn ein. Die Prälaten flohen, die Reisigen und die Edelknaben wurden niedergeworfen. Den Erzbischof hätte beinahe sein gutes Roß gerettet, das flüchtig geworden, die Verfolger aus dem Wege drängte; aber Heribert von Rückerath, ein berüchtigter Raubritter, des Erzbischofs grimmigster Feind, riß ihn am Ge-

wande zur Erde. Noch rang Engelbert sich wieder empor, stieß den Ritter zurück, und war schon auf einem Fußpfade über den Hohlweg hinauf geeilt, als ihn Heribert wieder einholte und am Mantel festhielt. Da sprengte auch Friedrich der Isenburger hinzu, und unter dem Rufe: „Schlagt ihn tot! Schlagt den stolzen Hund tot!“ schwang er zur Ermutigung der Mörder sein Schwert. Bisher hatte er absichtlich zurückgehalten, weil er dachte, der Erzbischof würde gleich von den mordkundigen Gesellen niedergestoßen werden. Selber Hand zu legen an den Oheim und Priester, trug er heilige Scheu, und es heißt, er soll kurz vor dem Überfalle seinen Anschlag bereut haben, allein durch den von Rückerath sei er durch das Vermahnen an Engelberts Rache wieder zum Schlimmsten gereizt worden. Er war schon zu weit gegangen, und nun mußte das Opfer fallen, sollte er nicht selber unterliegen. Die Mörder von dem Grafen aufgemuntert, drangen mit Heftigkeit auf den Erzbischof ein, der sich, mit dem Rücken an den Stamm einer Eiche gelehnt, tapfer verteidigte. Doch weil er keine Rüstung trug, wurde seine Rechte, die das Schwert schwang, abgehauen und Blut rann von Hüfte und Haupt. Noch wollte er entfliehen — da spaltete ihm Jordan, ein Reitknecht des Isenburgers, sein Haupt und Rückerath durchstieß ihn mit dem Jagdmesser. Als jetzt der Erzbischof röchelnd in seinem Blute lag, wollten die Unmenschen den Leichnam des Gemordeten verstümmeln; aber der Isenburger wehrte

ihnen, und in Erkenntnis der Unthat rief er: „Es ist genug! Es ist schon zu viel geschehen!" — Nahende Hufschläge von der erzbischöflichen Leibwache verscheuchten die Mordgesellen. Den Leichnam des teuren Herrn luden die Reisigen auf einen Bauernkarren, der eben vorbei fuhr, und brachten ihn nach Schwelm, wo man den Erzbischof zur feierlichen Einweihung der neuerbauten Kirche erwartete. Da verbreitete sich allgemeine Klage und noch in der Nacht setzte man den Mördern nach. Nur einen derselben wurde man habhaft, und dieser gab die Mitschuldigen an. Die Frevelthat aber geschah am 7. November, gegen die Abenddämmerung an der Stelle, die noch jetzt im Lindengraben genannt wird, und die ein Steinkreuz bezeichnete, das im Jahr 1836 weggenommen wurde.

Engelberts Leichnam wurde zuerst nach seinem Geburtsorte, dem Stammschlosse Burg (novum castrum) gebracht, allein da der Graf Heinrich nicht daheim war, verweigerte dessen Burgwart dem Leichenzuge den Einlaß, und dieser setzte sich deshalb noch spätabends nach dem Kloster Altenberg in Bewegung, wo die Leiche mehrere Tage zur Schau stand und dann nach Köln gefördert wurde, wo alle Gemüter sich im Unwillen über die unselige Mordthat empörten und den geliebten Wohlthäter zu rächen beschlossen. Die Bürger rüsteten sich zum Heerzuge und fielen vereint mit großen Scharen des westfälischen Erzstiftes und mehreren Edlen, worunter auch Adolf von Altena,

ein Vetter Friedrichs, in die Iseuburger Besitzungen ein. Graf Friedrich verteidigte sich heldenmütig und hoffte, daß auf dem nahenden Fürstentage zu Nürnberg sich mächtige Reichsfürsten für ihn verwenden würden. Der neugewählte Erzbischof von Köln aber, Heinrich von Müllenarken, brachte das Skelett und die blutigen zerfetzten Gewande seines Vorgängers auf den Nürnberger Reichstag, und der Abt Gottfried von Altenberg hielt dort eine feurige Rede, worin er zur Rache aufforderte gegen Isenburg und die Mordhelfer. Da wurde der junge König Heinrich tief ergriffen über den Verlust seines teuren Lehrers, und die Mehrzahl der Fürsten sprach ihren Unwillen über die Blutthat aus. Zwar fand Friedrich auch eifrige Verteidiger, deren viele sich anboten, die Rechtmäßigkeit seiner Sache in einem Gotteskampfe darzuthun; besonders die rheinische und sächsische Ritterschaft nahm sich des Isenburgers an; allein die Geistlichkeit und das Volk waren entschieden gegen ihn, und es kam zu einem Gedränge, bei welchem, nach der kölnischen Chronik, 32 Ritter und viele andere ihr Leben verloren. Doch des Reiches Acht und der Bannstrahl des Papstes wurden über den Verschworenen und Mitwisser der Mordthat ausgesprochen. Engelbert wurde als Märtyrer für die Klosterfreiheit für heilig erklärt, und während seine Reste als Reliquien in dem älteren Kölner Dome zur Verehrung ausgestellt waren, las man den Bannfluch gegen den Isenburger und dessen Anhang ab. Erzbischof Heinrich zog

mit gewaltiger Rüstung über den Rhein gegen Isenburg, Adolf von Altena, der sich jetzt, um mit dem Mörder auch nicht Wappen und Namen gemeinsam zu haben, von Mark nannte und sein Wappen änderte, fiel ins limburgische Gebiet ein. Viele andere Fürsten, sogar manche die dem Erzbischofe gram gewesen waren und Friedrich Vorschub versprochen hatten, fanden jetzt einen Anlaß ihrer Fehdelust zu genügen und stritten ihres Worten uneingedenk gegen Isenburg, um den Verdacht ihres Einverständnisses zu entfernen. Doch der verwegene Friedrich, der kein Geheimnis aus seiner That gemacht, und sie als eine Handlung der gerechten Notwehr ausgerufen hatte, trotzte auf die Unbezwinglichkeit seiner Burgen, fügte den Belagern vielen Schaden zu und schlug sogar mehrere Haufen derselben. Doch als er Acht und Bann bestätigt sah, da gedachte er sich persönlich bei den Fürsten zu verwenden, und verließ mit Gattin und Kindern heimlich sein väterliches Schloß. Den Verteidigern brauchte er nicht Widerstand zu empfehlen, denn Verzweiflung gebot ihnen, sich gegen Feinde zu wehren, von denen nur schmachvoller Tod zu erwarten war. Endlich, nach dreimonatlicher Belagerung fiel die hochgetürmte Isenburg. Alle Bewohner wurden niedergehauen und mit dem ausgeplünderten Schlosse verbrannt, die Mauern der Erde gleich gemacht. Neuenbrück, Limburg, Rückerath und viele andere Schlösser hatten gleiches Schicksal. Alle wirkliche und angebliche Freunde des Isenburgers, schuldige und

unschuldige, wurden aufgehängt oder lebendig verbrannt. Nicht blos Mark, Berg und Westfalen, auch der Rhein wurde zum Schauplatze der grimmigsten Rache. Blutströme und lichter Brand rächten schrecklich, der Rohheit damaliger Zeit gemäß, den erschlagenen Erzbischof.

Friedrichs Gattin fand mit ihren Kindern bei ihrem Bruder, Heinrich von Berg, Schutz. Friedrich suchte vergeblich die Fürsten, die ihn zum Widerstande gegen Engelbert gereizt hatten, zur thätigen Hilfe zu vermögen. Einen Geächteten und Verbannten zu verteidigen, zog damals Acht und Bann nach sich. Die geringste Pflicht der Menschenliebe an einem Geächteten üben, brachte Verderben. Die Lage Friedrichs war schrecklich, und zu den Folgen des Bannes, die ihn trafen, ward er noch mehr gefährdet, als die Kölner Bürger für den, welcher den Isenburger tot oder lebendig brächte, einen Preis von 2000 Gulden ausgesetzt hatten. Von den Feinden Engelberts, wurde auf den für vogelfrei erklärten Mann wie auf ein wildes Raubtier Jagd gemacht; allein kein Edler mochte das Blutgeld verdienen. Ein ganzes Jahr hindurch zog er von Burg zu Burg, von Land zu Land, immer verfolgt von Fehme und Rachsucht, bis er sich endlich im Spätherbste des Jahres 1226, in einem Walde an der Ammer, zwischen Hui und Lüttich verirrte, wo ihn der dort jagende Ritter Balduin von Gennep, Lehnsmann der Grafen von Kleve, erkannte, festhielt und den Kölnern für das ausgesetzte Fanggeld

nach Viset an der Maas auslieferte. Am 8. November wurde er mit Ketten belastet nach Köln gebracht, und die Stadt empfing ihr Todesopfer mit Jubel. Alle Glocken wurden geläutet und die Vollstreckung des Urteils war ein allgemeines Freudenfest. Vor dem Severinsthore, auf der Stelle, die noch das Räderthal heißt, wurden dem Grafen unter Absingung von Psalmen, Arme und Beine zerschlagen, und nachdem die Qual dieser Verstümmlung ihn schon getötet hatte, wurde er am dritten Tage nachher, am 13. November 1226, noch aufs Rad geheftet. Mit beispielloser Standhaftigkeit ertrug er diese Qualen und soll nicht das geringste Zeichen von Schmerz gegeben haben. Dem Erzbischofe Engelbert fluchte er noch sterbend und beteuerte bis zu seinem letzten Atemzuge, daß dem nur sein Recht geschehen sei.

Dies unwürdige Ende fand ein Mann, der zwar bei seinem heftigen unversöhnlichen Gemüte durch Freunde zu unmenschlichen Handlungen irre geleitet wurde, der aber auch Eigenschaften besaß, die ihm unter andern Umständen, ein ehrwürdiges Andenken verschafft haben würden.

Des Isenburgers trauernde Gattin starb in Rom, wohin sie gepilgert war, für die Missethat ihres Gemahls zu büßen und bei dem Papste Honorius III. um Aufhebung des Bannes anzuhalten, damit die Reste des Verbrechers auf geweihtem Boden ruhen dürften. Die Söhne Friedrichs zeichneten sich, im Gefolge des Grafen Heinrich von Berg, rühmlichst aus und tauschten

den geächteten Namen Isenburg, mit Limburg. Alle Verwendungen des Grafen von Berg, daß seinen Neffen die entzogenen Güter ihres Vaters wiedergegeben würden, blieben fruchtlos; angewendete Waffengewalt verschaffte ihnen dieselben blos zum Teile wieder. Als die Isenburg zerstört war, da prophezeihete man, daß aus deren Trümmern bald ein neues Schloß erbaut werden würde. Drum hieß man die aus den Steinen des zerstörten Schlosses, am Fuße des Isenbergs erbauete Burg, Baldenneu, woraus der heutige Name Baldenau entstand. Traurig erinnern den Geschichtskundigen die spärlichen Reste der Isenburg an den Untergang des Grafenhauses, das einst mächtig war an den Ufern der Ruhr. Viele Sagen von der Belagerung des Schlosses leben noch im Volksmunde fort. Auch von vergrabenen Schätzen und von einem goldenen Spinnrade im Schloßbrunnen, wonach schon öfters vergebliche Nachgrabungen veranstaltet wurden.

Die schmähliche Hinrichtung Friedrichs entflammte Berg zu großen Haß gegen Köln, und die Kölner grollten den Bergischen um den Vorschub, welchen sie den Kindern des Isenburgers angedeihen ließen. Viele Jahrhunderte hindurch hat sich deshalb eine unheilbringende Spannung zwischen diesen Nachbarn erhalten, welche immer neue Nahrung fand, und sich besonders darin äußerte, daß nach Engelbert, kein bergischer Fürst mehr auf den kölnischen Erzbischofstuhl gelangte.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen, Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Kleverham, Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.

Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.

Sie setzt die Mutter auf sicheres Land;
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin, wohin, die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein."

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege erfaßt das Ein',
So sollen sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern,
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.

Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall.
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Kevelaer.

„Nie hat, mit deinem hohen zarten Sinn,
Das Irdische dich angezogen,
Dein Geist schwebt übern Sternenbogen
Zum Quell der Lieb' und Wonne hin."

Religiöse Sagen gründeten diesen Ort im 17. Jahrhundert. Die Hauptsage meldet von einem Bürger **Heinrich Buschmann**, welcher auf

einer Reise um Weihnachten 1641 über die Kevlaer Heide kam, wo damals ein sogenanntes Hagel- oder Schauerkreuz stand, sehr inbrünstig betete, plötzlich eine Stimme vernahm, die ihm zurief: „Hier sollst du mir ein Heiligenhäuschen bauen.“

Als derselbe nach einigen Tagen auf derselben Stelle dasselbe Begegnis hatte, ohne daß weit und breit eine menschliche Seele zu sehen war, so beschloß er, ohne jemanden von diesem Wunder etwas mitzuteilen, von seinem geringen Verdienste etwas zurückzulegen und so nach und nach so viel zusammen zu bringen, um der wunderbaren Weisung zufolge das Heiligenhäuschen herzustellen. Darüber verging der Winter. Im Frühjahre, als Buschmann bereits die nötige Summe beisammen hatte, erzählte ihm sein Weib von einer nächtlichen Erscheinung, einem Heiligenhäuschen mit einem Muttergottesbilde, worauf derselbe seiner erstaunten Frau das ihm widerfahrene Wunder mitteilte. Die beiden Eheleute teilten nun den Kapuzinern, welche in der Nähe ein Kloster hatten, die Sache mit, welche nun den Bau des Heiligenhäuschens mit ausführen halfen, so daß schon am 1. Juni 1642 eine große Volksmenge aus der ganzen Umgegend zu der im Heiligenhäuschen ausgestellten Mutter-Gottes wallfahrtete. Später nahmen diese Wallfahrten immer mehr zu, so daß sich viele Häuser in der Nähe des Heiligenbildes und endlich das Dorf Kevelaer bildete.

Im Jahre 1842 feierte Kevlaar sein 200jähriges Jubiläum, wobei 200,000 Personen aus Nah und Fern zu diesem Orte wallfahrteten.

Unser vaterländischer Schriftsteller Heinrich Heine verherrlichte diese fromme Sage durch folgendes Gedicht.

Die Wallfahrt nach Kevelaer.

Am Fenster stand die Mutter
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?" —

„„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör noch seh:
Ich denk an das tote Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.""

„Steh auf, wir wollen nach Kevelaer,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist du Marie!"

* * *

Die Mutter Gottes zu Kevelaer
Trägt heut ihr bestes Kleid;

Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend,
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund;
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevelaer ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanz auf dem Seil,
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Die Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch ist sie tot jetzund —
Marie dir bring ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund.

Heil du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!""

* * *

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut:
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußt nicht wie;
Andächtig sagte sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

Der Schwanenritter.

„Zu schirmen der Unschuld Rechte,
Ist Lohengrin, der erwählte Held,
Nach ewigem Ratschluß von Gott bestellt,
Daß er siege im heißen Gefechte.
Und führen wird ihn im lichten Kahn
Der gekrönte Schwan
Durch Sturm und Wellen auf feuchter Bahn.“

Gottfried von Bouillon war der Oheim der Prinzessin Beatrix von Kleve; es war also auch ganz natürlich, daß ihr Vater, der Herzog Robert von Kleve, der Gatte von Gottfrieds Schwester, sich entschloß, seinen Schwager auf dessen Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu begleiten. Trotz der Bitten seiner Tochter, trotz der Abmahnung des Schwagers bereitete Herzog Robert alles zu seiner Abreise vor, und wenn seine Freunde ihm vorstellten, daß er seine einzige Tochter in dem zarten Alter von 14 Jahren ohne Schirm, ohne Stütze zurücklasse, allen Gefahren preisgegeben, so antwortete er nur mit der Devise, die er für den Kreuzzug in sein Banner aufgenommen hatte: „Gott will es!“ —

Die Kreuzritter nahmen den Weg nach dem gelobten Lande durch Deutschland und Ungarn, und da Gottfried dadurch nicht sehr weit vom Wege abgeführt wurde, so reiste er zu seinem Schwager, um ihn persönlich abzuholen und seine geliebte Nichte noch einmal zu sehen. Sein Heer, das aus 10 000 Reitern und 70 000 Fußknechten bestand, stellte er unter die Obhut seiner beiden Brüder, gab ihnen noch seinen Freund Rudolf von Alost bei und reiste dann den Rhein hinab nach Kleve.

Seit 6 Jahren hatte er Beatrix nicht mehr gesehen, und in dieser Zeit war das Kind fast zur Jungfrau herangeblüht; überall sprach man von ihren Reizen, die in der Folge so wunderbar berühmt wurden, daß man noch heutzutage in jener Gegend, wenn man die vollendeste Schönheit bezeichnen will, sprichwörtlich sagt: Sie ist schön wie die Prinzessin Beatrix.

Von neuem, obwohl wiederum vergeblich, bemühte sich Gottfried, seinen Schwager von dem Kreuzzug abzuhalten; dieser jedoch blieb fest bei seinem Vorsatze. Er hatte bereits angeordnet, wie es in seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, hatte den Stallmeister Gerard, welcher durch seine Tapferkeit und persönliche Stärke weit und breit berühmt war und sein vollstes Vertrauen besaß, zum Hüter der jungen Fürstin ernannt und ihn mit dem Amte und den Rechten eines Vormunds und Bevollmächtigten bekleidet.

Gottfried, welcher mit prophetischem Auge in die Zukunft blickte, schenkte seiner Nichte einen geweihten Rosenkranz, welchen Peter der Einsiedler selbst aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte, allwo diese heilige Reliquie auf dem Grabe des Erlösers durch die Hand des Wächters am göttlichen Grabmal geweiht worden war. Peter hatte diesen kostbaren Rosenkranz dem Gottfried als einen heiligen Talisman verehrt, der die größten Wunder bewirken könne, und Gottfried gab der jungen Prinzeß die Versicherung, wenn irgend eine Gefahr ihr drohe, hätte sie nur mit festem

Glauben und innigem Gottvertrauen ihre Gebete mit dieser heiligen Reliquie zu verrichten, und alsbald würde er den Ton des Glöckleins vernehmen, welches an dem Rosenkranz befestigt sei, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt. Mit gläubigem Vertrauen und inniger Dankbarkeit nahm Beatrix den Talisman, dessen wunderbare Eigenschaften nur noch ihrem Vater allein bekannt wurden, aus des Oheims Händen und erbat die auch vom Herzog erteilte Erlaubnis, eine Kapelle bauen zu dürfen, in welcher das Heiligtum im kostbarsten Schrein bewahrt werden sollte.

Die Kreuzritter zogen nach Palästina; es war am 3. September 1096. Ohne Abenteuer und Gefahren durchzogen sie Deutschland und Ungarn, überschritten die Grenzen des griechischen Kaiserreichs und gelangten, nachdem sie einige Zeit in Byzanz sich aufgehalten, nach Bithynien. Von dort gingen sie nach Nicäa, und nicht leicht war es ihnen möglich, den Pfad zu verfehlen, denn derselbe ward ihnen deutlich vorgezeichnet durch umherliegende bleichende Gebeine, die Trümmer zweier Heere, welche, das eine unter Peter dem Einsiedler, das andere unter Günther, ohne Geld dieses Weges gezogen waren.

Sie kamen vor Nicäa an; die näheren Umstände der Belagerung sind weltbekannt. Beim dritten Sturm fiel der Herzog von Kleve, — sechs Monate später gelangte diese Trauerbotschaft zur verwaisten Tochter.

Das Heer zog weiter, aber unter solchen Leiden und Entbehrungen, daß die erschöpften Kreuzritter bei jeder Stadt, die sie erblickten, fragten, ob dies denn endlich Jerusalem wäre. Die Hitze war so groß, daß die Hunde der Ritter verschmachtend verendeten und die Falken tot von der Faust, die sie trug, herabstürzten. Man erlitt bei dem gänzlichen Mangel an Wasser die ungeheuersten Verluste, so daß auf einem einzigen Halteplatz 500 Mann starben.

Während dieses so langen und qualvollen Marsches war die Erinnerung an die Heimat, an die zurückgelassenen Lieben die einzige Freude, die einzige Erholung der armen Kreuzritter. Selten verging ein Tag, daß Gottfried von Bouillon nicht mit seinem jungen Freunde Rudolf von der reizenden Beatrix sich unterhielt, und in der Überzeugung, daß dieselbe ohne seine Einwilligung niemals ihre Hand vergeben würde, hegte er die schöne Hoffnung, daß, wenn der Aufenthalt im gelobten Lande nicht zu lange währte, er Beatrix und Rudolf vereinigen würde. Er hatte so oft und so glühend von den Reizen der schönen Nichte gesprochen, daß Rudolf sie liebte, ohne sie jemals gesehen zu haben, und wenn zufällig Gottfried ihrer nicht erwähnte, zögerte Rudolf nicht, das Gespräch auf sie hinzulenken.

Endlich kam das Kreuzheer unter den Mauern von Antiochia an; nach zehnmonatlicher Belagerung wurde die Stadt genommen, — aber zu den verzehrenden Strahlen der tropischen Sonne,

zu dem qualvollen Durst, der bei dem Wassermangel das Heer fast verschmachten ließ, gesellte sich noch der entsetzlich nagende Hunger. Es war nicht möglich, sich in dieser Stadt, die man wie einen Hafen der Ruhe ersehnt hatte, länger zu halten. Jerusalem war nicht allein ein Ziel, es war eine unumgängliche Notwendigkeit. Nach langem Leiden erblickten die Kreuzfahrer endlich die heilige Stadt, aber sie waren von 90000 auf 40000 zusammengeschmolzen.

Am Tage nach der Ankunft begann die Belagerung; drei Stürme waren erfolglos, der letzte dauerte drei Tage. Endlich, an einem Freitag, am 15. Juli 1099, hatten zwei der kühnsten Stürmer die Mauer erstiegen und pflanzten die Fahne mit dem heiligen Kreuz auf: doch der eine stürzte gleich darauf tötlich getroffen zu Boden, — es war der junge, heldenmütige Rudolf von Alost, der Verlobte der Prinzessin Beatrix, — der andere war Gottfried von Bouillon; doch die goldenen Träume des Siegers waren jetzt zerstört, denn der Mann, der seine Nichte beglücken sollte, sein bester Freund lag tot zu seinen Füßen.

Gottfried war zum König von Jerusalem erwählt, doch blieb er dessen ungeachtet Anführer des Kreuzheeres. Bei der Rückkehr von einem Zuge gegen den Sultan von Damaskus kam der Emir von Cäsarea zu ihm und bot ihm einige edle Früchte zum Geschenk. Der König aß einen Cederapfel und starb, vergiftet, vier Tage hernach, im elften Monat seiner Regierung, im

vierten Jahre seines Kreuzzuges nach Palästina, am 18. Juli 1100. Er verordnete sterbend, man möge seine Leiche neben der sterblichen Hülle seines Freundes Rudolf beisetzen, und sein letzter Wille wurde erfüllt.

Spät erst gelangten diese Unglücksnachrichten in das Abendland und verbreiteten überall Trauer, doch nirgend solche tiefe Schmerzen, als in der Brust der armen Beatrix von Kleve, die jetzt alles auf der Welt verloren hatte, den Vater, den Oheim, den künftigen Gatten.

In den fünf, seit der Abreise ihrer Lieben verflossenen Jahren, war Beatrix ein Ideal an Schönheit geworden. Sie war jetzt 19 Jahre alt, und zu ihrem Entsetzen hatte sie wahrgenommen, daß jener Stallmeister Gerhard, dessen Obhut sie anvertraut war, nicht gleichgültig gegen sie blieb. So lange ihr jedoch noch ein Verteidiger lebte, verschloß Gerhard seine Absichten und Wünsche tief im Busen, doch seitdem die schöne Prinzessin eine Waise geworden, seitdem sie ganz allein, verlassen, ohne Schutz war, wagte er es, ihr seine Liebe zu gestehen. Beatrix wies den Antrag mit jenem edlen Stolze zurück, der einer Fürstin geziemt, doch Gerhard hatte schon seinen Entschluß gefaßt, ehe er die Maske abgenommen. Er antwortete seiner jungen Gebieterin, daß er ihr, von heute ab, ein Jahr und einen Tag vergönnte, um Vater und Oheim zu betrauern, doch daß nach dieser Zeit sie ihm ohne Widerrede zum Altar folgen müsse. Eine völlige Umwandlung war

in seinem ganzen Wesen vorgegangen, der untertänige Diener war plötzlich gebietender Herr geworden!

Die arme Beatrix sah keine Rettung; von Menschen konnte ihr keine Hülfe kommen, sie wandte sich an Gott, und der Herr flößte ihr, wenn auch nicht Hoffnung, doch Ruhe und Ergebung ins Herz. Gerhard ließ von diesem Tage an die Thore des Schlosses verschließen, die Brücken aufziehen und alle Posten verdoppeln, aus Furcht, daß Beatrix ihm entfliehen könne.

Wohl dachte die Prinzessin daran, daß in der Kapelle, die sie einst erbauen ließ, sich jener wunderthätige Rosenkranz befand, und wenn Gottfried noch gelebt, würde sie in gläubigem Vertrauen das Glöcklein habe ertönen lassen, ihn zu ihrer Hülfe herbei zu rufen, weil er ihr gesagt, daß er es hören würde, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt; aber der Held war ja tot, und wenn sie auch bei jedem Paternoster das Glöcklein hell erklingen ließ, so lebte ihr doch keine Hoffnung, einen Erretter, einen Beschützer nahen zu sehen.

Tage, Monate vergingen, das Jahr war verronnen. Gerhard hatte niemand ins Schloß gelassen, niemand wußte daher etwas vom Schicksal der Prinzessin; im übrigen war auch die Blüte der Ritterschaft in Palästina, und kaum lebten zwei oder drei Ritter am Rhein, welche es gewagt haben würden, mit dem gefürchteten Gerhard den Kampf zu bestehen.

Der letzte Tag der Frist war gekommen. Beatrix hatte wie gewöhnlich ihre Gebete verrichtet. Die Sonne strahlte heiter vom blauen Firmamente herab, als ob das göttliche Licht nur Glückliche zu begrüßen gehabt hätte. Die junge Fürstin setzte sich auf den Altan des Schlosses, und ihr schönes Auge blickte voll Sehnsucht und Schmerz in die Gegend hinaus, wo sie ihre Lieben zuletzt gesehen hatte. Da bemerkte sie plötzlich in weiter Ferne auf dem spiegelglatten Strom einen kleinen Punkt, der sich dem Schlosse näherte, von dem sie aber der großen Entfernung wegen noch nicht wußte, was es sei. Doch belebte von diesem Augenblicke an eine innige Zuversicht ihre Brust, daß ihr Retter sich nahe.

Ihre Augen starrten fortwährend mit Anstrengung nach jenem Gegenstand, und bald war sie im Stande, zu unterscheiden, daß es eine Barke sei, welche den Strom herunterschwamm, gezogen von einem Schwan, in der sich ein Ritter befand, welcher das Auge fest nach ihr gerichtet, als sie nach ihm hinuntersah. Im Hintergrunde des Schiffleins stand ein völlig gerüstetes Streitroß. Der Schwan war mit goldenen Zügeln an die Barke gekettet; der Ritter stand kühn da, in hellglänzender Rüstung, doch lag sein Helm und Schild neben ihm, und so konnte sie sehen, daß es ein schöner, junger, etwa 25 bis 28 Jahre zählender Mann war, mit bräunlichem, von den Strahlen der Sonne verbranntem, schönem Gesicht, dessen sanfte blaue Augen und lange blonde

Haare jedoch deutlich seine abendländische Abkunft bezeichneten. — So vertieft war Beatrix in ihre Beobachtungen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie die Wälle und Mauern sich mit den Söldnern und Waffenknechten Gerhards angefüllt hatten, welche gleich ihr das Schauspiel anstaunten. Ihre Verwunderung wurde um so größer, als sie bemerkte, daß die Barke nicht sehr weit vom Schlosse von dem Schwan ans Ufer gelenkt wurde, daß der Ritter sein Roß hereinführte, den Helm aufsetzte, den Schild über den linken Arm streifte, sich in den Sattel schwang, und sich dem Schlosse nähernd, mit der Hand dem Schwan ein Zeichen gab, worauf dieser den Strom wieder hinaufzog und später den Augen der ihm Nachstarrenden entschwand.

Etwa 30 Schritte vom Schlosse entfernt stieß der Ritter dreimal mächtig in ein Horn von Elfenbein, welches über seine Schultern hing, und sprach dann mit starker, volltönender Stimme: „Ich, ein Streiter des Himmels und Ritter der Erde, befehle dir, Gerhard, Vogt dieses Schlosses, im Namen göttlicher und menschlicher Gesetze, deinen frechen Ansprüchen auf die Hand der Prinzessin von Kleve zu entsagen, welche du, mißkennend ihren hohen Rang und deine niedrige Stellung, in schmählicher Gefangenschaft hältst; befehle dir, in diesem Augenblicke das Schloß zu verlassen, in welches du als Diener kamst, worin du jetzt als Herr und Gebieter herrschest, und wenn du dich dessen weigerst, so fordere ich dich

zum Zweikampf auf Leben und Tod, mit der Lanze, dem Schwert, der Streitaxt oder dem Dolche, erkläre dich für einen ehrlosen, feigen Verräter, welches ich dir mit der Hülfe Gottes beweisen werde, und werfe dir demzufolge meinen Ritterhandschuh hin."

Bei diesen Worten warf der Ritter seinen Handschuh zur Erde, und man sah an seinem Finger einen Brillantring glänzen, der so viel wert schien als eine Grafschaft.

Als einzige Antwort ließ Gerhard, dessen Tapferkeit nicht zu bezweifeln war, das Hauptthor öffnen, ein Page hob den Handschuh vom Boden auf und überreichte ihn dem hinter ihm auf seinem Streithengst in voller Rüstung herausreitenden Vogt.

Nicht ein Wort wurde zwischen den beiden Kämpfenden gewechselt; der unbekannte Ritter schlug das Visier des Helms herunter, Gerhard that dasselbe. Beide Ritter stellten sich auf, legten die Lanze ein und stürzten in gestrecktem Rosseslauf auf einander los. Gerhard galt zwar für einen der mutigsten und kraftvollsten Männer des Rheinlandes, sein Harnisch war von dem besten Kölner Waffenschmied angefertigt, das Eisen seiner Lanze war in das Blut eines von Hunden zu Tode gehetzten, schwerverwundeten Stiers in demselben Augenblicke getaucht, als sein Blut unter den letzten Zuckungen des Tieres entströmte, und dennoch zersplitterte diese Lanze wie ein Rohrstäbchen an dem Schild des Unbekannten, wäh-

rend dessen Lanze mit einem Stoß den Schild, den Harnisch und das Herz des Gegners durchbohrte. Gerhard stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Rosse herab, wie von einem furchtbaren Blitzstrahl zerschmettert, und war tot, ohne Reue, ohne Beichte, ohne Absolution. — Beatrix lag auf den Knien und dankte Gott für ihre Rettung.

Der Kampf war so kurz, der Schreck, die Erstarrung so allgemein, daß keiner der Waffenknechte Gerhards bei dessen Tode daran dachte, das Thor zu verschließen; der Ritter drang also ohne Widerstand in den ersten Hof, stieg vom Pferde, schlang den Zügel desselben um einen eisernen Mauerring und ging die Treppe zu dem Altan hinauf in demselben Augenblicke, als Beatrix schon ihrem Befreier entgegentrat.

„Betrachtet dies Schloß als das Eure, edler Ritter," redete sie ihn an, „denn Ihr habt es erobert. Je länger Ihr in seinen Mauern verweilt, desto größer wird meine Dankbarkeit sein."

„Schöne Dame," erwiderte der Ritter, „nicht mir, Gott dem Herrn allein gebührt Euer Dank, denn Gott hat mich zu Eurer Rettung hergeführt. Dies Schloß ist seit Jahrhunderten der Sitz Eurer Ahnen, möge es noch zehn Jahrhunderte Euren Nachkommen gehören."

Beatrix errötete, denn sie wußte, daß sie die letzte ihres Stammes sei.

Der Ritter nahm die gebotene Gastfreundschaft dankbar an. Er war jung und liebenswürdig,

Beatrix die vollendeste Schönheit. Nach drei Monaten bemerkten die jungen Leute, daß mehr als Freundschaft auf der einen, als Dankbarkeit auf der andern Seite obwalte; der Ritter gestand, daß er die Prinzessin liebe, und sie, obwohl er ihr fremd war und weder Land noch Leute zu haben schien, dennoch fest überzeugt, daß er von edler Abkunft, bat ihn, ihr Herz, ihre Hand, ihr Fürstentum anzunehmen, welches er ja durch seine unerwartete Ankunft, durch seine heldenmütige Tapferkeit ihr gerettet habe. Der Ritter sank zu den Füßen seiner Dame hin, und nicht zugebend, daß sie ihn erhob, sagte er: „Laßt mich hier liegen und auf meinen Knieen zu Euch sprechen; o, gefiele es Euch doch, meine Bitte mir zu gewähren!"

„Sprecht, was verlangt Ihr? Eure Worte erachte ich als Befehl, als ob ich schon in Euch meinen Herrn und Gemahl erkannt."

„Ich kann," versetzte der Ritter, „das große Glück, dessen Ihr mich für würdig erachtet, nur unter einer Bedingung annehmen."

„Sie ist gewährt, möge sie bestehen, in was sie wolle."

„Es ist die, daß Ihr niemals mich fragt, wer ich bin, woher ich kam und wer mich gesandt. Ich liebe Euch zu unsäglich, als daß ich eine dieser Fragen nicht beantwortete; hätte ich aber einmal Antwort gegeben, so dürfte ich nicht länger bei Euch verweilen, und wir wären getrennt für immer. Das ist das Gesetz, welches

jene Macht mir auferlegt hat, die mich über Berge, durch Wälder und über Meere zu Euch geführt."

„Was kümmert mich der Name, was der Ort, woher Ihr kommt, und wer Euch zu mir gesandt? Ich vergesse die Vergangenheit und lebe nur der Zukunft. Euer Name ist der Schwanenritter, Ihr kommt aus einem gesegneten Lande, und Gott der Herr hat Euch hierher gesandt. Warum brauche ich mehr noch zu wissen? Hier, nehmt meine Hand."

Der Ritter bedeckte die schöne Hand mit glühenden Küssen, und einen Monat später vereinte der Priester ihre Hände am Altare der Kapelle, vor welchem Beatrix ein ganzes Jahr lang unter heißen Thränen Gott um Rettung angefleht hatte.

Der Himmel segnete ihren Bund und Beatrix schenkte ihrem geliebten Gatten binnen drei Jahren drei Söhne, welche die Namen Robert, Gottfried und Rudolf erhielten. Noch drei Jahre verflossen dem Paare in einer paradiesischen Glückseligkeit, welche einer andern, besseren Welt anzugehören schien.

„Mutter," sagte eines Tages der junge Robert, „wie ist denn der Name meines Vaters?"

„Warum fragst du das, mein Sohn?" antwortete Beatrix erschreckt.

„Weil der Sohn des Barons von Aspern mich darum gefragt hat."

„Dein Vater heißt der Schwanenritter; er hat keinen anderen Namen."

Das Kind begnügte sich mit dieser Antwort und kehrte zum Spiel zu seinen jungen Freunden zurück.

Noch ein Jahr verging dem Ehepaar, wenn auch nicht mehr in einem Entzücken wie die früheren Tage, doch in süßer, ungetrübter Heiterkeit und Ruhe.

„Mutter," sagte wiederum eines Tages der kleine Gottfried, „als der Vater in einer von einem Schwan gezogenen Barke hier erschien, von wo kam er denn her?"

„Warum fragst du das, mein Sohn?" antwortete Beatrix seufzend.

Weil der Sohn des Grafen von Megan mich darum gefragt hat."

„Er kam aus einem fernen, unbekannten Lande; mehr weiß ich nicht."

Diese Antwort genügte dem Kinde, welches sie seinen Kameraden mitteilte und weiter fortspielte an dem Ufer des schönen Rheinstroms.

Noch ein Jahr verfloß, doch in diesem überraschte der Ritter oftmals seine Gattin träumend, nachdenkend und voll Unruhe; er aber schien es nicht zu bemerken und verdoppelte seine Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Mutter," fragte jetzt endlich der kleine Rudolf, „wer hat denn dem Vater gesagt, daß er dich aus der Gewalt des bösen Vogts befreite, daß du seiner Hülfe bedürftig seist?"

„Warum fragst du das?" antwortete Beatrix, innerlich erbebend.

„Weil der Sohn des Markgrafen von Gorkum mich darum gefragt hat."

„Gott hat ihn gesandt, welcher auf alle Leidenden herabsieht und ihnen seine Engel zu Hülfe sendet."

Das Kind fragte nicht weiter; es war daran gewöhnt, Gott als den Vater aller guten Menschen zu betrachten, und es staunte daher nicht, daß ein Vater das für sein Kind that, was Gott für seine Mutter gethan hatte.

Doch Beatrix sah die Sache von einer anderen Seite an; sie wußte, daß der Name des Vaters der größte Schatz für den Sohn sei. Ach, ihre drei Söhne waren ohne Namen! Dieselben Fragen, welche die Kinder an ihre Söhne gerichtet, werden sicher einst von den Männern wieder an sie gerichtet werden, und den Männern konnte sie nicht antworten, was sie den Kindern geantwortet. Sie versank in tiefe, anhaltende Schwermut und faßte endlich den Entschluß, was auch daraus entstehen möchte, von ihrem Gatten das Geheimnis zu erforschen, welches sie nie zu erwähnen versprochen hatte.

Der Ritter sah diese zunehmende Traurigkeit und erriet den Grund derselben. Mehr als einmal war er beim Anblick seines leidenden Weibes auf dem Punkt, ihr alles zu sagen, doch jedesmal ward er durch die schreckliche Gewißheit zurückgehalten, sie alsdann auf immer zu verlieren.

Endlich konnte Beatrix es nicht länger ertragen; sie suchte ihren Gatten auf und zu seinen

Füßen niedersinkend beschwor sie ihn im Namen ihrer Kinder, ihr zu sagen, wer er wäre, woher er gekommen und wer ihn gesandt.

Der Ritter wurde bleich wie der Tod, dann drückte er seine Lippen auf die Stirn der vor ihm Knieenden und küßte sie innig. „Ach Himmel, es mußte ja also kommen,“ seufzte er und fügte hinzu: „Diesen Abend werde ich deinen Wunsch erfüllen.“

Es war ungefähr 6 Uhr abends, als der Ritter mit seinem Weibe auf dem Altan des Schlosses erschien. Beatrix war niedergeschlagen und betrübt, der Ritter still und traurig. Beide saßen einige Zeit stumm nebeneinander, und unwillkürlich wandte sie ihre Blicke nach der Gegend hin, wo sie ihn vor neun Jahren zuerst erblickte. Wieder, wie damals, bemerkte Beatrix in weiter Ferne einen Punkt, der sich zu nähern schien, — und sie erbebte — der Ritter seufzte tief — derselbe Gedanke durchzuckte beider Seelen — ihre Augen begegneten sich; die des Ritters drückten den tiefsten Schmerz aus, Beatrix konnte ihren Anblick nicht ertragen und sank vor ihrem Gatten auf die Kniee.

„Nein, nein, geliebter Freund,“ rief sie, „entdecke mir nicht jenes Geheimnis, das uns so teuer zu stehen kommen würde; vergiß die Fragen, die ich dir gestellt, und wenn du unsern Söhnen auch keinen Namen hinterlassen kannst, so werden sie doch gut werden, edel und großherzig wie ihr Vater.“

„Höre mich an, meine teure Beatrix, entgegnete der Ritter. „Alles was geschieht, ist durch den Allmächtigen vorhergesehen, und da er erlaubt hat, daß du jene Frage mir stelltest, so ist dies ein Zeichen, daß meine Stunde gekommen ist. Ich habe neun Jahre mit dir verlebt, neun Jahre eines Glücks, welches nicht dieser Welt angehörte, das ist eine größere Gnade, als je ein Mensch erlangen kann. Danke dem Höchsten, wie ich ihm danke, und höre, was ich dir zu sagen habe."

„Nein, nein, nicht ein Wort," rief Beatrix, „ich beschwöre dich!"

Der Ritter streckte die Hand nach dem Punkte aus, welcher jetzt deutlicher hervortrat, und Beatrix erkannte, obwohl noch entfernt, die Barke mit dem Schwan.

„Du siehst, daß es Zeit ist," sprach er. „Erfahre also, was zu wissen schon lange der geheime Wunsch deines Herzens ist und was du auch erfahren mußt, sobald du mich darum fragtest."

Beatrix ließ, in Thränen schwimmend, ihren Kopf auf die Kniee des Gatten sinken; dieser betrachtete sie mit einem unendlichen Ausdruck der Liebe und des Schmerzes und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Ich bin," sagte er dann, „der Waffengefährte deines Vaters, der Freund deines Oheims Gottfried von Bouillon, der Graf Rudolf von Alost, welcher bei dem Sturm auf Jerusalems Mauern den Tod fand für den heiligen Glauben."

Beatrix stieß einen Schrei aus, hob das geisterbleiche Antlitz empor und sah den Ritter mit starren, entsetzten Blicken an; sie wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr.

„Ich weiß es, fuhr der Ritter fort, „was ich dir jetzt sage, ist dir unglaublich, doch erinnere dich, daß es auf der Stätte der Wunder war, wo ich den Tod fand; der Herr hat für mich gethan, was er für den Bruder Magdalenas gethan hat."

„Allmächtiger Gott," schrie Beatrix, „was du da sagst, ist ja unmöglich!"

„Ich wähnte dich gläubiger, Beatrix," entgegnete der Ritter.

„Du bist Rudolf von Alost? —"

„Ich bin's! — Du weißt es, daß Gottfried mich mit seinen Brüdern beim Heere zurückgelassen hatte, als er deinen Vater zum Zug in das gelobte Land abholte. Von deiner Jugend und Schönheit entzückt, sprach er nach seiner Rückkehr auf dem ganzen Wege nach Palästina nur immer von dir. Er liebte dich wie eine Tochter, aber auch mich wie einen Sohn, und hegte nur den einzigen Wunsch, uns beide zu vereinigen. Ich war damals zwanzig Jahre alt, mein Herz rein; das Gemälde, welches ich mir von dir entwarf, entflammte meine Liebe für dich, eben so, als wenn ich von frühester Kindheit an dich gekannt hätte. Dein Vater fiel vor Nicäa, ich beweinte ihn aufrichtig, als ob er mein Vater gewesen. Sterbend erteilte er mir seinen Segen und er=

neuerte seine schon längst gegebene Einwilligung zu unserer Verbindung. Von da an betrachtete ich dich als die Meine. Dein unbekanntes und mir doch so teures Bild schwebte vor meiner Seele, dein Name ertönte im Gebet zu Gott von meinen Lippen. Wir kamen vor Jerasalem an. Dreimal wurden wir, die Stürmenden, zurückgeschlagen. Der letzte Sturm dauerte sechszig Stunden; wir mußten darauf verzichten, jemals die heilige Stadt zu betreten, wenn wir jetzt nicht siegten. Gottfried befahl den letzten Angriff; wir stellten uns an die Spitze eines kühnen Haufens, wir kletterten zusammen die Leiter hinan, wir hatten glücklich den Wall erstiegen, als ich plötzlich das Eisen einer Lanze dicht vor meinen Augen erglänzen sah — ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, und Todesfrost durchdrang meinen Körper. Da sprach ich deinen teuern, geliebten Namen noch einmal aus und stürzte hin auf den Wall, in das Gewühl der Kämpfenden, ohne etwas zu sehen oder zu fühlen, — ich war tot! — —

Ich habe keinen Begriff von der Zeit, in welcher ich in dem Schlummer ohne Träume, den man den Tod nennt, verharrte; doch einmal schien es mir, als ob eine Hand auf meiner Schulter ruhte — ich glaubte der Tag des Gerichts im Thale Josaphat sei angebrochen.

Ein Finger berührte meine Augen, ich schlug den Blick auf und sah, daß ich in einem Sarge ruhte, dessen Deckel über mir schwebte, und vor

mir stand ein Mann, den ich für Gottfried von Bouillon erkannte, obgleich ein Purpurmantel seine Schultern bedeckte, eine Krone ihn schmückte und eine Glorie sein Haupt umgab. Er beugte sich über mich, hauchte seinen Atem in meinen Mund, und ich fühlte, wie dadurch Leben und Gefühl in meine Brust zurückkehrte, obgleich ich noch in dem Sarg mit eisernen Klammern festgehalten schien. Ich wollte reden, doch ich brachte keiuen Laut hervor. Erwache, Rudolf, der Herr erlaubt es, so redete Gottfried mich an, und höre, was ich dir zu sagen habe. Da nahm ich mit übernatürlicher Gewalt meine Kräfte zusammen, und es gelang mir, deinen geliebten Namen auszusprechen. Von ihr will ich mit dir reden, sagte Gottfried."

„Aber," unterbrach hier Beatrix den Ritter in seiner Erzählung, „Gottfried war ja auch schon tot."

„Ja," entgegnete Rudolf, „doch höre, was sich ferner begab. Gottfried war vergiftet worden, hatte aber vor seinem Tode verordnet, daß man seine sterbliche Hülle neben der meinigen zur Ruhe legen sollte; man hatte seinen Befehlen Gehorsam geleistet und ihn im königlichen Purpur, mit der Krone auf dem Haupte, beigesetzt; der Herr hatte zu diesem Schmucke noch die Glorie hinzugefügt. Gottfried teilte mir das alles mit, denn es hatte sich erst nach meinem Tode begeben, und ich konnte es daher nicht wissen.

Und Beatrix, fragte ich ihn nun?

Höre, wie es ihr geht, antwortete er mir. Ich schlief, wie du, den süßen Schlaf der Ruhe in meinem Grabe, der Stunde des Gerichts harrend, als es mir plötzlich ward, als ob ich aus einem tiefen Schlummer erwachte, als ob ich Gefühl, Leben zurückerhielt. Ich glaubte den Ton einer kleinen Glocke zu vernehmen, und je mehr das Leben zurückkehrte, desto deutlicher hörte ich diesen Ton, bald erkannte ich ihn auch für den Schall des Glöckleins, welches ich mit dem geweihten Rosenkranz Beatrix geschenkt hatte. Zu gleicher Zeit kam auch das Gedächtnis mir wieder, und ich erinnerte mich der Wunderkraft, welche diesem heiligen Talisman verliehen war. Beatrix schwebte in Gefahr, und der Herr hatte erlaubt, daß der Ton des heiligen Glöckleins in mein Grab drang und mich zum Leben erweckte. Ich öffnete die Augen, — es war finstere Nacht um mich her — da bemächtigte sich meiner eine entsetzliche Angst, denn da ich keine Erinnerung an das Vergangene hatte, wähnte ich, daß ich lebendig begraben sei; doch in dem nächsten Augenblicke schon durchdrang der Duft von Weihrauch das Grabgewölbe, heilige Gesänge hörte ich erschallen, zwei Engel hoben den Deckel meines Sarges weg, und ich erblickte Christus den Herrn auf einem Wolkenthron schwebend. Ich wollte hinstürzen zur Erde, doch konnte ich mich nicht bewegen, ich fühlte aber, wie die Bande sich lösten, die meine Zunge gefesselt, und ich rief: Herr! Herr! dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Christus öffnete den Mund, und seine Worte erklangen wie süßer Gesang: Gottfried, mein edler, gottesfürchtiger Streiter, hörst du nichts?

Ach mein Herr, ich vernehme wohl den Klang des heiligen Glöckleins, welcher mich belehrt, daß die, deren Vater für dein heiliges Wort gefallen ist, deren Verlobter für deinen heiligen Glauben kämpfend starb, sich in Not und Gefahr befindet, aus welcher nur du, o Herr, sie erretten kannst!

Wohlan, so sprich, was soll ich für dich thun? Fordere, deine Bitten sollen gewährt sein.

O mein Herr, für mich habe ich nichts zu erflehen, denn du hast mehr für mich gethan als je für einen Sterblichen. Du hast mich auserkoren, das Kreuz zu tragen nach Jerusalem und die heilige Stadt zu befreien aus den Händen derer, die nicht an dein heiliges Wort glauben; du hast mir die goldene Krone verliehen an dem Orte, wo du selbst, o Herr, die Dornenkrone getragen, und du hast mir vergönnt, in deiner Gnade zu sterben. Für einen andern aber wage ich es, dich anzuflehen.

Was du begehrst, soll dir erfüllt werden, habe ich dir verkündet. In deinem Leben hast du meinem Worte vertraut, zweifelst du jetzt im Tode?

Wohlan, mein Herr, du, der du in den Herzen der Menschen liesest und das Verborgene erspähest, du weißt, mit welchem Kummer ich gestorben bin, weil ich einen so lange in meiner Brust gehegten Wunsch nicht erfüllt sah, nämlich

den Wunsch, den Jüngling, welchen ich wie meinen eigenen Bruder liebte, mit derjenigen zu verbinden, welche mir teuer war wie eine Tochter. Der Tod hat sie getrennt. Rudolf fiel im Kampfe für deinen heiligen Glauben, gieb ihm sein Leben zurück und vergönne ihm, seiner Verlobten zu Hülfe zu eilen, welche in Not und Gefahr schwebt, wie der Ton des Glöckleins besagt, der fortwährend erschallt, weil sie noch immer betet zu dir, o Herr, und um Rettung aus ihrer Not dich anfleht.

Also geschehe es, wie du es wünschest, sprach der Herr. Rudolf erwache und eile hin zum Schutze seiner Braut. Ich befreie ihn von den Fesseln des Grabes bis zu dem Tage, an welchem sein Weib ihn fragen wird, wer er ist, woher er kommt und wer ihn gesandt. Diese drei Fragen mögen ihm als Zeichen dienen, daß ich ihn zu mir zurückrufe.

Herr! Herr! rief ich zum andern Mal, dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Da erhob ich mich aus meinem Grabe, legte meine Hand auf deine Schulter, um dich zu erwecken, drückte den Finger auf deine Augen und blies dir meinen Atem in deinen Mund, um dir Leben und Sprache wiederzugeben. Jetzt, Rudolf von Aloſt, erhebe dich, denn es ist der Wille unseres Herrn, daß du Beatrix befreiest aus ihrer Not und bei ihr bleibest bis zu dem Tage, an welchem sie dich fragen wird, wer du bist, woher du kommst und wer dich gesandt.

Nachdem Gottfried diese Worte gesprochen, brachen die Bande, welche mich im Grabe festhielten; ich erhob mich voll Lebenskraft, wie bevor ich den Todesstreich empfangen hatte, und da ich in meiner Rüstung begraben worden war, so war ich vollständig bewaffnet, mit Ausnahme meines Schwertes, welches ich wahrscheinlich im Todeskampfe verloren und das man später nicht wiedergefunden.

Gottfried gab mir sein eigenes Schwert, welches von Gold war, hängte das Elfenbeinhorn über meine Schultern, dessen er sich im Gewühl des Kampfes zu bedienen pflegte, und steckte einen Brillantring an meinen Finger, welchen er einst von dem Kaiser Alexius zum Geschenk erhalten hatte. Dann umarmte er mich und sagte: Mein Bruder, Gott der Herr ruft mich zu sich, ich fühle es; lege den Stein wieder über mich, der mein Grabmal deckt, und wenn du diesen Liebesdienst erfüllt, so eile zu Beatrix. Nun legte er sich in seinen Sarg, schloß die Augen und rief zum dritten Male: Herr! Herr! dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit! Noch einmal beugte ich mich über ihn, um ihn noch einmal zu umarmen, aber er atmete nicht mehr, er war dem Herrn entschlafen.

Ich ließ den Stein, den eine göttliche Hand erhoben hatte, auf das Grabmal sinken, warf mich betend vor dem Altare nieder und machte mich dann sogleich auf den Weg. Vor der Kirche fand ich ein gerüstetes Schlachtroß, eine Lanze

stand an der Mauer; ich zweifelte nicht, daß beides für mich bestimmt war.

Die Lanze ergreifend, bestieg ich das Pferd, und wissend, daß der Herr ihm die Sorge anvertrauen würde, mich zu führen, legte ich demselben die Zügel auf den Hals und ließ es ziehen, wohin es wollte.

Durch Syrien und die Türkei, durch Thracien, Dalmatien, Italien und Deutschland kam ich, nach einer Reise von einem Jahr, an das Ufer des Rheins. Auf demselben fand ich eine Barke, vor welche ein Schwan mit goldenen Zügeln gekettet war; ich bestieg die Barke, sie brachte mich hierher. Das übrige weißt du."

„O Himmel," schluchzte Beatrix, „da ist der Schwan mit der Barke, an demselben Orte, wo sie vor 9 Jahren lag. Ich Unglückliche, diesmal kommt sie, mich von dir zu trennen. O Rudolf, Rudolf, kannst du mir verzeihen?"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen," sprach Rudolf, sie an die Brust drückend; meine Frist ist abgelaufen! Gott ruft mich zu sich! Danken wir dem Höchsten für die neun Jahre der Wonne, die er uns geschenkt, und flehen wir ihn an, uns ähnliche Tage im Paradiese zu schenken."

Er rief seine drei Söhne herbei, umarmte den ältesten, Robert, schenkte ihm sein Schwert und seinen Schild und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Dann umarmte er Gottfried, seinen zweiten Sohn, schenkte ihm sein Elfenbeinhorn und vermachte ihm die Grafschaft Louen; zuletzt um-

armte er seinen dritten Sohn und schenkte ihm seinen Brillantring und die Grafschaft Messe.

Nachdem er zum letzten Mal sein Weib ans Herz gedrückt, befahl er ihr zu bleiben, wo sie war, und empfahl seinen Söhnen, ihre Mutter zu trösten, welche sie weinen sahen, ohne die Ursache ihrer Thränen zu begreifen; dann stieg er hinab in den Hof, wo er sein Pferd völlig gesattelt und gerüstet fand, schwang sich auf und ritt über die Wiese zum Ufer des Rheins, bei jedem Schritt sich umschauend nach seinen zurückgelassenen Lieben. Dort angekommen, stieg er in die Barke, zog sein Pferd nach, und der Schwan fuhr denselben Weg zurück, den Strom hin, bis der Ritter mit Barke und Schwan endlich im Nebel der Nacht verschwand.

Von dieser Zeit an stieg die arme Beatrix bis zum Ende ihres Lebens jeden Tag auf den Altan und schaute hinaus auf die grünen Fluten des Rheins, aber nimmer sah sie weder den Schwan noch die Barke mit dem Ritter.

Otto der Schütze.

„Das ist der Liebe mächtiger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet.“

Dietrich X., Graf von Kleve, war ein wackerer, streitbarer Herr gleich seinen Ahnen und mächtig durch Land und Leute, wie auch durch die Kraft seines Armes. Nur daß er aus seiner

sonst glücklichen Ehe keinen Sohn gewann, der den Ruhm der Ahnen erbe, machte ihm bisweilen ein großes Unbehagen; allein wenn er dann die beiden, mit aller Schönheit geschmückten Töchter Margaretha und Elisabeth betrachtete, so schien es ihm Sünde gewesen, daß er gegen die Fügungen Gottes heimlich gemurret habe. Adolfen, dem Erbgrafen von der Mark, gab er die älteste Tochter Margaretha zur Ehe, und bestimmte den ritterlichen Eidam zu seinem Nachfolger. Die jüngere Tochter Elisabeth blieb bei ihren Eltern, und wies alle Heiratsanträge, wie viele Fürstensöhne sich auch mit des Vaters Willen um ihre Hand bewarben, von sich ab, so daß die Eltern nichts anders vermeinten, als habe die holdselige Tochter den ewigen Bräutigam erwählt, und werde nach dem Beispiel so vieler erlauchten Fürstentöchter die klösterliche Einsamkeit erwählen. Aber auch hierin täuschten sich die Eltern, denn als sie der Tochter verschiedene Pfründen in geistlichen Stiftern darboten, schlug sie dieselben aus; sie erklärte eine entschiedene Abneigung zum geistlichen Stande, und beteuerte, sie wolle sich weder vermählen, noch in ein Kloster ziehen, sondern beständig bei den Eltern verbleiben, und deren Schwachheit des Alters mit Kindestreue pflegen! Dies sei ihr Beruf und die Trennung von Vater und Mutter würde ihr den Tod geben. Die Eltern, die eine solche kindliche Liebe mit Freuden gewahrten, hielten ihre fromme Tochter um so werter, und wenn dieselbe auch durch Minnelieder, die

sie oft in einsamen Stunden zu ihrer Laute sang, auf die Vermutung kamen, daß eine heimliche Liebe das stille Gemüt ihrer Tochter umfangen habe, so konnten sie doch keinen Gegenstand des Argwohns gewahren, und kamen nach oftmaligen vergeblichen Nachforschungen immer wieder auf die echtkindliche Beteuerung der keuschen engelreinen Tochter zurück.

Aber dennoch war es eine heimlich genährte recht innige Minne, welche die holdselige Elisabeth in ihr väterliches Schloß gebannt hielt, und wohl mochte sie diese Liebe in der Tiefe ihres milden Herzens verbergen, denn der Gegenstand derselben schien sich so wenig für die hochgeborene Fürstentochter zu schicken, daß ihr Geständnis den Zorn der Eltern, wie auch das Gespötte der ganzen rücksichtslosen Welt erwecken mußte. Und obwohl sie dieses alles wußte, so war ihre Minne doch nicht minder glühend, und wurde immer inniger und zarter, da sie von der Unmöglichkeit des einstigen Besitzes immer mehr überzeugt und Mißbilligung fürchtend, sich niemanden offenbarte. Damit aber war es also:

Die junge Gräfin Elisabeth war vor vier Jahren mit ihren frommen Eltern nach der heiligen Stadt Köln gefahren, um dort wie gebräuchlich, das Christfest zu feiern. Da war ihr unter dem Schwarme der zuströmenden Fremden, ein junger Ritter aufgefallen, der auch sie besonders zu bemerken schien, und ihr überall folgte, wo sie nur öffentlich auftrat. Der schmucke Ritter hatte ihr

überaus wohl gefallen, und sie hätte viel darum gegeben, auch nur ein paar Worte mit ihm wechseln zu können; allein da sie nicht wußte, wer der Fremde war, und es auch die Gelegenheit nicht schicklich vorbrachte, so umschloß ihren Wunsch die jungfräuliche Blödigkeit, bis sie am Stephanstage in Begleitung ihres Oheims, der ein Domherr zu Köln war, nach damaliger Sitte ausreiten wollte, und ihr Zelter in dem Menschengewühl scheu wurde, so daß das Roß stieg, und sie in Gefahr kam, hinabzugleiten. Da war aber der fremde Geselle gleich zur Hand gewesen, hatte sie von dem unruhigen Tier gehoben, und dies wieder zur Ruhe gebracht, so daß sie ohne Gefahr den Weg wieder verfolgen konnte. Der Fremde war eine Weile mitgeritten, und aus dem Gespräche, worin sich der Oheim mit ihm einließ, hatte sie vernommen, daß er ein fahrender Kriegsgeselle sei, der sein Glück in der Fremde suche, und irgendwo bei einem mächtigen Herrn in Dienst zu treten wünsche. Gern hätte die Gräfin mehr vernommen, allein hinzukommende fürstliche Bekannten brachen das Gespräch ab, und lenkten es auf anderes, worauf sich der Fremde empfahl und seines Weges ritt. Ohne ihm wieder zu begegnen, war Elisabeth im heimatlichen Schlosse angekommen; allein das Bild des hohen blühenden Jünglings blieb in ihrer Seele, und wurde eine Quelle von seligen Träumereien. Sie hatte, ehe sie es wußte, sich von der Minne umstricken lassen.

Bald darauf hatte sich bei ihrem Vater ein fahrender Kriegsgeselle um den Dienst eines Schützen beworben, und da er ein hochgewachsener kräftiger Mann war, auch bei den Probeschüssen durch die Ringe und auf die Scheibe eine wundersame Gewandtheit zeigte, und der kriegslustige Graf viel auf einen guten Schützen hielt, so freute er sich des rüstigen Gesellen, und nahm ihn gern in seinen Dienst. Wie aber erschrack die junge Gräfin Elisabeth, als sie in diesem Kriegsknechte, den man schlechtweg Otto den Schützen hieß, den fremden Jüngling wieder erkannte, der ihr zu Köln am Rhein in ritterlicher Tracht, einem Fürstensohne gleich, begegnet war, der ihr dort einen nicht unwichtigen Dienst geleistet, und dessen sie bisher in Minne stets gedacht hatte. Sie war mit diesem Jünglinge so oft in Träumen von Glückseligkeit gelustwandelt, und hatte sich Luftschlösser erbaut, drinnen er in reichem Rittergewande, oder gar in fürstlichem Purpur umherschritt, — und jetzt stand er demütig als Knecht vor ihr, sein goldenes Lockenhaar kurz abgeschnitten, in dem schlichten Lederkoller und der schmucklosen Pickelhaube. Sich in solchen Träumereien getäuscht zu sehen, machte die holde Jungfrau gar unlustig. Doch die glückliche Jugend überwindet die Traurigkeit gar leicht, und weil Elisabeth sich ihr Minneverhältnis nicht aus dem Sinne zu schlagen vermocht, so erhoben sie Träume wieder über die schnöde Wirklichkeit. Auch in dem Knechtgewande zeigte Otto der Schütze einen

solchen ritterlichen Anstand, wie nicht mancher Fürst, und wenn er auf seine schwere Armbrust, die zu Kleve kein anderer zu spannen vermochte, gestützt, den Wachtdienst im Schlosse hielt, und zu ihrem Fenster emporschaute, so überredete sie sich, daß ein solcher Anstand, eine so edele Körperbildung von hoher Abkunft zeuge, und daß Otto aus Liebe in einem niedrigen Gewande erscheine, um in ihrer Nähe unbekannt zu verweilen. Obwohl sie dieser Träumerei immer mehr Glauben schenkte, so unterließ sie doch dem Schützen zu nahen, aus Furcht, ihr schöngebautes Glück möchte ins kalte Nichts zerfallen; und deshalb blieb sie stets ferne ihm, den sie doch im Herzen trug; aber Blicke flogen hin und her, die hätte wohl jemand verstanden, wie sie Otto und Elisabeth zu verstehen schienen, aber der Hof zu Kleve war bei aller Spitzfindigkeit der Höflinge blind hierfür, denn ein solches Verhältnis war zu unschicklich, als daß jemand darauf sollte verfallen sein.

Otto der Schütze aber nahm seines Dienstes in aller Treue wahr, und er hielt sich in den Fehden ebenso wacker, als anständig und fromm daheim, so, daß er Liebling des Grafen wurde, der ihn zum Hauptmann über die Armbrustschützen machte, ihm vier schöne Rosse schenkte, und ihn oft in sehr wichtigen Geschäften gebrauchte, die selbst für die bravsten Edelleute ehrenvoll gewesen wären. Otto besorgte dies alles zur höchsten Zufriedenheit seines Herrn, und so kam es, daß viele vom Adel den schlichten Schützen beneideten, der sein

gutes Roß gar männlich tummelte, und eine Lanze zu brechen verstand, wie selbst Herr Dietrich, der für den trefflichsten Ritter seiner Zeit galt. Hätten die klevischen Edelleute aber in der jungen Gräfin Herz zu schauen vermocht, wie würde dann erst ihr Neid laut geworden sein, den sie jetzt auszusprechen sich schämten.

Es begab sich aber, daß ein Herr Heinrich von Homburg in Hessen, der früher in Dietrichs Diensten gestanden, und zu Kleve adlige Zucht und Ritterlichkeit erlernt hatte, nach Aachen eine Heiligenfahrt machte, und unterwegs bei seinem alten Herrn zum Besuche einreiten wollte. Da begegnete ihm auf dem Schloßhofe Otto der Schütze, der eben ausritt, um einen Auftrag des Grafen zn vollbringen, und im Begegnen grüßte Herr Heinrich den gemeinen Mann also ehrerbietig, wie man Fürsten seine Ehrfurcht zu bezeigen pflegt. Graf Dietrich, der gerade am Fenster stand, und Otto mit Freuden nachsah, hatte dies wahrgenommen und sich darüber gewundert. Noch mehr aber befremdete ihn, daß sich der Homburger mit Otto sehr angelegentlich unterhielt, wobei es ihm vorkam, daß der Edelmann sich wie ein Untergebener, der Knecht aber als Herr bezeige, und daß sie sich nach einer langen Unterredung beide die Hände zum Abschiede darboten.

Als nun der Homburger eingeritten war, und dem Grafen seine Aufwartung gemacht hatte, führte dieser ihn bei Seite, und fragte ihn, was es doch für ein Bewandnis habe mit dem Schützen,

daß er sich so tief vor ihm verneigt, und demselben eine solche Ehrfurcht und Freundschaft bewiesen habe? Da sagte der Homburger, er wisse von Otto dem Schützen nichts, denn Gutes, er habe ihn stets als einen wackeren Gesellen gekannt. Da entgegnete Graf Dietrich: „Um unserer alten Freundschaft willen, bitte ich Dich, mir zu sagen, was Du von ihm weißt, denn ich habe gesehen, daß Du ihn nicht als einen gemeinen Knecht hieltest, wie er mir auch nicht vorgekommen ist, denn ich habe ihn gehalten, gleich einem Edelmanne, und alle hier am Schlosse wollen an seinem adligen Wesen bemerkt haben, daß er von nicht geringer Herkunft, und mehr ist, als wofür er sich ausgegeben; Du mußt darum wissen und ich lasse nicht ab, bis Du mir die Wahrheit sagest; es soll Dir wie ihm nicht zum Schaden gereichen, denn er hat mir treulich gedient, und ich möchte es ihm gerne vergelten, nach seinem Stande."

„Das könnt Ihr", erwiderte der Homburger, „und Ihr werdet es halten, als ein frommer ehrenfester Herr, und drum sage ich Euch gerne, was ich um die Sache weiß, obwohl es mir verboten ist."

„Zweifle nur nicht", fiel der Graf ein, „ich weiß mein Wort zu halten, und es soll Dich keineswegs gereuen!"

Da sprach Herr Heinrich von Homburg: „Gnädiger Herr, den Ihr Otto Schütz nennt, der ist ein geborener Landgraf von Hessen, und der

rechtmäßige Erbe des Landes, denn des alten Landgrafen ältester Sohn, Heinrich, der nach seines Vaters Meinung das Land haben sollte, ist kürzlich mit Tod abgegangen. Otto war zum gelehren Stande bestimmt, und war auf dem Wege nach Paris, dort die Hochschule zu besuchen, allein da er unterwegs Euer Töchterlein Elisabeth gesehen, ist es ihm anders zu Sinne gekommen, und ist unerkannt hier eingeritten mit seiner Armbrust und hat sich als ein wackerer Schütze gehalten. Daheim wird Otto, da er so lange verloren ist, fast für tot geglaubt, und ist große Trauer im Lande, weil der achtzigjährige Landgraf keinen anderen Erben hat, und drum seinen Eidam den Herzog von Braunschweig zum Nachfolger bestellen will, den aber niemand in Hessen leiden kann. Darum wird doppelte Freude sein, wenn Otto wiederkehrt. Seht, dies ist die getreue Wahrheit, und ich hoffe, daß Ihr sie wohl betrachten möget."

„Steht es also, Heinrich", begann der Graf von Kleve, „so ist Otto viel zu lange mein Knecht gewesen. Du magst morgen in Begleitung meiner Diener gen Aachen reiten, und wenn Du zurück kommst, so wollen wir weiter von dem Schützen reden."

Während nun der Homburger seine Wallfahrt vollendete, saß der Graf Dietrich bei seiner Hausfrau und sprach: „Liebes Gemahl, ich bin willens unsere Tochter Elisabeth zur Ehe zu geben, und da sich so viele Fürsten und Herren vergeblich

um sie beworben haben, so möchte ich Otto den Schützen, der uns so lange Jahre treulich gedient hat, mit ihrer Hand belohnen, sofern beide es annehmen, und Ihr mögt darum es unserem Kinde vorstellen." — Als die Gräfin nach einigen Widerreden vernahm, daß dieses ihres Gemahls voller Ernst sei, da besorgte sie, Elisabeth möchte sich mit dem Schützen heimlich eingelassen haben, wovon dem Vater Kundschaft zugekommen sei, und sie eilte, ihre Tochter deshalb zur Rede zu stellen. So sprach sie: „Liebste Elisabeth, hast Du irgend einen Mann geminnet mit Worten oder Gedanken, oder hast Du jemanden am Hofe vor andern lieb gehabt?" — „Nein, ach nein! liebe Mutter!" erwiderte diese, „dies ist mit keinem Worte geschehen, aber günstig sein einem vor dem andern, dies ist eine Sache, die sich von selber versteht!"

„Magst Du denn Otto den Schützen wohl leiden?" fragte die Mutter weiter. — „Ja", antwortete die Tochter freudig errötend, „Otto der Schütze hat dem Vater so lange treu gedient, auch ist er so züchtig und adelig in Sitten, so stolz und wohlgethan, daß ich ihm vor andern hold bin; allein ich habe noch kein Wörtlein heimlich mit ihm geredet!" Da sah Frau Margaretha ihre Tochter bedeutsam an und sprach: „Bedenke, liebe Elsbet, Dein Vater will Dich ihm zur Ehe geben!" — „Wie kann dies aber sein", erwiderte Elisabeth, „daß der Vater der fürstlichen Herkunft so vergißt; doch, wenn Otto ebenbürtig wäre, mit

mir von gleicher Abkunft, so wollte ich mir keinen besseren Gemahl wünschen!" — „Das ist sehr gut geredet", sprach die Mutter, „doch vernehme ich so viel, daß Dich Otto der Schütze heimführen wird!" — Die Tochter entgegnete darauf mit frommer Ergebung: „Liebste Mutter, die zehn Gebote lehren, daß ein Kind den Eltern gehorchen soll und ich will auch hierin meinem Herrn und Vater nicht widersprechen!"

Unterdessen war Herr Heinrich von Homburg von Aachen zurückgekommen. Graf Dietrich ließ seine Tochter prachtvoll schmücken, berief seine Ritterschaft zusammen, und beschied seinen Hof und seine Mannschaften auf den großen Saal in das Schloß zu Kleve. Dorthin kam auch Otto der Schütz mit beschorenem Kopfe im Koller eines Reitknechtes, indem er vermutete, sein Herr wolle ihn, wie er gewohnt war, mit einem Auftrag aussenden. Aber der Graf sprach in gar heiterer Laune: „Liebe Getreuen, ich bin willens, meine Tochter Elisabeth zur Ehe zu geben, und darüber möchte ich vorab Euren Rat vernehmen!" — Da wurde mancher Fürstensohn erwähnt, man riet hierhin und dorthin, und es fielen manche vergebliche Worte, wie dies wohl zu denken ist; aber Dietrich, der ein sehr spaßhafter Herr war, dem es die größte Lust machte, sich an der Verlegenheit seiner Dienstleute zu weiden, hub an: „Da steht Otto der Schütz, der mir so lange treulich gedient hat, was ich ihm mit der Tochter Hand belohnen will, wenn er sie zur Hausfrau begehrt."

Die Dienstleute verwunderten sich höchlich, und verdachten ihrem Herrn einen solchen Scherz. Otto aber vermeinte, es sei ein schlechter Lohn seiner pünktlichen Dienste, daß er hier öffentlich also aufgezogen und genarrt werde, denn er gedachte nicht, daß sein Stand, sondern nur seine heimliche Liebe verraten sei, und daß man ihn also mit Spott zu strafen und zu demütigen denke. Als er aber Dietrichs ernste Meinung vernahm, da ging er mit großer Freude zum Altar, und er und seine glückliche Braut dankten Gott, daß er die getreue Liebe also offenbaret und belohnet habe.

Am Morgen darauf aber versammelte Dietrich wiederum seine Ritter und Dienstleute, welche nicht wenig erstaunten, und nichts Geringeres vermeinten, als ihr Herr sei etwas unklug geworden. Dietrich aber hub an: „Liebe Getreuen! lasset Euch nicht wundern, daß ich gestern meine liebste Tochter Elisabeth Otto dem Schützen, meinem Dienstmanne, zur Ehe gegeben, denn dieser Schütz ist von Geburt und Adel so gut, und besser als sie ist, weil er aus dem königlichen Geschlechte aus Ungarn stammt. Darauf erzählte er, wie Otto ein Prinz von Hessen und, dem gelehrten Stande zu entrinnen, mit Roß nnd Armbrust nach Kleve gekommen sei, und wie Heinrich von Homburg den Verlorenen wiedergefunden habe, auf daß er sein Erbe als Landgraf von Hessen antrete, und seinem Vater, der keinen andern Sohn mehr habe, in der Regierung folge, woher

die jetzige Verbindung dem Lande von Kleve zu Nutz und Frommen gereichen müsse.

Darauf folgte ein allgemeiner Beifall, ein allgemeiner Jubel, und eine Hochzeitsfeier, wie bei Fürsten Brauch ist, mit Turnieren, Banketten und Gelagen. Landgraf Otto nahm sich also wohl aus in dem fürstlichen Gewande, daß man den Schützen gar nicht mehr in ihm wieder fand, und nun wollten alle, die ihn vor Jahren als Knecht gekannt, so etwas ihm voraus prophezeit und den Adel seiner Geburt schon lange vermerkt haben. Alle aber hatten an solcher Fügung eine außerordentliche Freude, vorzüglich das hohe Brautpaar und Graf Dietrich, der gemütliche heitere Herr, dem es gelungen war, die Sache so recht nach seinem Wohlgefallen einzuleiten. Er sagte seinem Eidam viele schöne Worte, wie er sich als Schütze stets rühmlich gehalten, aber dabei bemerkte er auch, daß er eigentlich nicht der Herr sei, dem dieser Dienst gegolten habe, sondern die Minne habe ihn berufen und gehalten, weshalb ihm Elisabeth auch eigentlich diese Dienste zu belohnen habe.

Gräfin Margaretha konnte sich auch nicht enthalten, ihr Töchterlein ein wenig zu beschämen, um ihrer Äußerung willen, weshalb sie frühere Heiratsanträge von Fürstensöhnen abgewiesen hatte. Die Hochzeitsgäste aber, die klevische Ritterschaft und alle Dienstleute wurden fürstlich bewirtet, daß eine große Lust unter ihnen war, und besonders die Schützen freuten sich und waren stolz

darauf, daß der Landgraf ihr Kumpan gewesen sei, und dadurch ihre Hantierung geehrt habe.

Anderen Tages wurde dem Homburger befohlen, dem alten Landgrafen, seinem Herrn, Kundschaft zu bringen, wie sein verlorener bereits tot geglaubter Sohn wiedergefundbn worden, und wie er in großen Ehren in fürstlichem Geleite zu seinem Vater heimreiten werde. Auch ward Tag und Stunde bestimmt, wann der Graf von Kleve mit Otto in Marburg eintreffen würde. Und an dem bestimmten Tage zog der alte Landgraf hoher Freuden voll nach Marburg. Dahin kam Dietrich mit seiner Ritterschaft und vielen andern Herren, und führten Otto den Schützen nebst seiner jungen Braut dem frohen Vater zu, und brachten den reichen Brautschatz mit. Da war große Freude im Lande Hessen, und es gab wiederum so frohe Feste, wie bei der Hochzeit in Kleve. Dies geschah alles im Jahr 1342. Landgraf Otto ward ein eben so guter Regent, als er früher ein tüchtiger Schütze gewesen war. Die Armbrust aber blieb hinfort seine liebste Waffe und man nannte ihn immer noch Otto den Schützen.

Mariken von Nymwegen.

„Treu und keusch von Herzen, von
Körper zart und rein,
So denk ich mir ein deutsches
Jungfräulein.“

In der Zeit, als Herzog Arent von Geldern von seinem Sohne Herzog Adolf und dessen Mithelfern gefangen genommen wurde (1465), wohnte drei Meilen von Nymwegen ein frommer Priester, der hieß Herr Gysbrecht, und hatte bei sich eine schöne junge Magd, die war Mariken genannt und seiner Schwester Tochter, und ihre Mutter war tot. Diese Magd besorgte des geistlichen Herrn Haushaltung und war überaus brav und fleißig.

Nun trug es sich aber einmal zu, daß Herr Gysbrecht vielerlei nötig hatte, was man nur in Nymwegen bekommen konnt, als Kerzen, Oel, Essig und Schwefelstöckchen. Darum gab er Mariken acht Stüber und sandte sie damit in die Stadt, riet ihr aber dabei an, wenn sie mit ihren Einkäufen nicht frühe genug fertig wäre, um noch bei Tage zurückkommen zu können, dann sollte sie lieber bei seiner Schwester, ihrer Muhme, übernachten, denn sie sei eine schöne, lustige Magd, und ihr könne gar zu leicht ein Unfall begegnen. Solches versprach Mariken zu thun, und sie ging fort und nach Nymwegen. Kaum jedoch hatte Herr Gysbrecht sie aus den Augen verloren, als es ihn reute, daß er sie hatte gehen lassen, und er sprach zu sich selbst: „Ich wollte, ich hätte

sie zu Haus gehalten; es ist zu gefährlich, junge Mädchen und Frauen allein über Land zu senden, denn die Büberei der Welt ist gar mannigfach." Doch konnte das ja zu nichts helfen, denn er mußte doch Licht haben, wenn es dunkel wurde, und er wollte auch essen; und zudem war es auch schon zu spät, denn Mariken war schon weit, weit fort.

Die Muhme, zu der er seine Nichte hingewiesen hatte beschäftigte sich stark mit der Politik und war eine begeisterte Anhängerin von Herzog Adolf. Eben hatte sie sich mit mehreren andern Frauen über ihn unterhalten, und war im Laufe des Gespräches so lebhaft geworden, daß sie eher eine wütende Teufelin, als ein ehrlich Christenweib zu sein schien, als Mariken in die Kammer trat. Es war der guten Magd zu spät geworden, um noch nach Hause gehen zu können; darum hatte sie dem Rate ihres Oheims gefolgt, und nun grüßte sie die Muhme mit frommen und höflichen Worten also: „Liebe Frau Muhme: Christus möge euch all euer Leid süßen und, die ihr liebet, vor allem Übel behüten." Aber die Muhme drehte den Kopf herum und fuhr sie unchristlich an: „Haha, willkomm Teufel, wie steht's in der Hölle?" Mariken erschrack ob der unziemlichen Worte, legte die eingekauften Sachen in einen Winkel und bat die Muhme bescheidentlich um ein Nachtlager; doch die hatte dafür keine Ohren, denn sie war zu sehr in die Politik vertieft. Da wagte das arme Mädchen, sie noch

einmal und inständiger zu bitten; aber das half eben so wenig, sie raste fort: „Was? du jagst mir den Teufel in den Kopf; aber ich bind ihn, ich wickele und schnür ihn auf ein Kissen, gleich einem Kinde; ich weiß kaum, ob ich auf meinem Kopf oder auf meinen Füßen steh" und dergleichen mehr. Noch mehr geängstigt und mißmutig, packte Mariken ihre Einkäufe wieder zusammen; denn sie wollte ihr Bett lieber unter dem blauen Himmel haben, als bei ihrer Muhme, und sie sprach: „Nun frag ich auch nach keiner lebendigen Seele mehr was, und käme selbst der wahrhaftige Teufel zu mir." Damit verließ sie das Haus der Muhme und die Stadt Nymwegen, und schritt weiter und immer weiter fort, um nach Hause zu kommen.

Aber wie sie nun so allein auf dem Felde war und vor Hunger und Müdigkeit bald nicht weiter zu kommen wußte, da meinte sie, sie müßte verzweifeln, und rief endlich unter jämmerlichen Thränen: „Ach, nun helfet mir klagen, mir armen Mädchen, Gott oder Teufel, es ist mir alles eins", und sie hielt ihre Hände vors Gesicht und rieb sich ihre nassen Augen mit dem Schürzchen. Indem sie das aber that, da stand plötzlich ein feiner Herr vor ihr und der fragte sie mit freundlicher Stimme: „Saget mir doch, schöne Jungfrau, warum ihr also betrübet seid." Mariken erschrak gewaltig, als sie mit einem Male jemand reden hörte, von dem sie eben noch keine Spur gesehen hatte; aber der Fremde fuhr

fort: „Ihr müsset nicht erschecken, schön Kind, denn ich habe euch von ganzem Herzen lieb, und seid ihr des zufrieden, so mache ich euch zu einer Frau der Frauen." Das beruhigte Mariken in etwa und sie sprach: „Aber dann saget mir auch, lieber Freund, wer ihr eigentlich seid." Darauf antwortete der Fremde: „Ein Meister aller Künste bin ich, und wollet ihr mir eure Liebe schenken, so lehr ich Euch zur Stunde die sieben freien Künste, als da sind: die Musika und Rhetorika und Logika, Grammatika, Geometria, Arithmetika und Alcumisterie." Mariken staunte, als sie all diese gelehrten Sachen nennen hörte, und sie war auch ganz zufrieden, daß sie das alles lernen sollte, aber sie wollte doch zuvor des Fremden Namen wissen. „Den kann ich euch sagen", sprach der Herr, „ich heiße Monen mit einem Auge; aber das war noch nicht alles, was ihr von mir zu bekommen habet; an Gold nämlich und an Juwelen und Geld würdet ihr nimmer Gebrechen haben, wenn ihr mir eure Liebe schenket." — „Ist das wahr?" fragte Mariken erstaunt, „dann habe ich wahrlich nichts dagegen; aber da wäre noch eins, was ich auch gerne lernen möchte, und das ist die Kunst der Negromantie. Mein Ohm hat ein schön Buch davon und damit konnte er Wunder thun und hätte den Teufel durch ein Nadelöhr damit gejagt. Die Kunst müßte ich auch noch wissen."

Das war aber ein harter Schlag für den Fremden, denn diese Kunst hätte er sie um keinen

Preis lernen wollen; darum sprach er: „Stehet davon ab mein schönes Lieb, denn die Kunst der Negromantie ist eine gar gefährliche, und mancher hat durch sie sein Leben eingebüßt. Bedenket doch, wenn ihr in der Beschwörung der Geister nur um ein Wort, ja nur um eine Silbe fehltet, dann wäre es um euch geschehen, und ich könnte euch alsdann nicht mehr mein Herzlieb nennen. Ich will euch aber dafür entschädigen und euch die große Kunst lehren, alle Sprachen zu verstehen, welche nur immer in der Welt sind; das soll euch, mein süß Bild, gewiß besser gefallen." Mariken willigte in den Vorschlag ein und war des ganz zufrieden, und bat den fremden Herrn, den Unterricht nur alsbald zu beginnen. Doch der sprach: Ich habe bevor euch noch um etwas anderes zu bitten, liebe Jungfrau, und das ist, daß ihr euren Namen von heut an ändert, denn den kann ich nun einmal nicht leiden. Mariken! ah!" Das wollte das Mädchen nicht, und als Monen sah, daß er einstweilen nichts ausrichten konnte, begnügte er sich mit dem Versprechen, welches sie ihm gab, nimmer das heilige Kreuzzeichen zu machen. Dann sprach er noch über vieles andere; endlich kam er langsam wieder auf das Namenwechseln zurück und schlug Mariken vor, wenigstens statt ihres plumpen Namens, den im Lande üblichern und schöner klingenden Emmeken anzunehmen, und das that Mariken auch, und gleich darauf begaben sich beide nach Herzogenbusch und Antwerpen, und ehe sie dort

noch ankamen, hatte Mariken schon alles inne, was Monen ihr versprochen, ohne daß sie selbst wußte, wie das zuging.

Herr Gysbrecht wußte in der Zwischenzeit nicht, was er von seiner Nichte denken sollte. Es waren schon zwei, drei, vier Tage vergangen und sie kam immer noch nicht, und es wurde dem braven Priester immer unheimlicher im Hause. Endlich konnte er's nicht mehr aushalten, nahm seinen Stock und begab sich in eigener Person nach Nymwegen und zu seiner Schwester; denn er meinte sicherlich, Mariken dort zu finden. Das unfromme Weib aber spottete noch seiner Angst, und als Herr Gysbrecht immer flehentlicher bat, daß sie ihm doch sage, wo Mariken wäre, sprach sie: „Ei, wo weiß ich's? Vor einer Woche war sie hier, und ich habe sie zum Teufel geschickt, mit dem sie wohl umherfahren wird."

Nun war der gute Mann gar untröstlich; doch suchte er sich langsam zu fassen, richtete ein inniges Gebet an unsere liebe Frau von Aachen und an Sankt Servatius von Maestrich, und ging wankenden Schrittes wieder der vereinsamten Wohnung zu.

Das gräuliche Fluchen der Muhme blieb aber nicht ungestraft von Gott; denn wenige Tage nachher ließ der Kastellan, dem die Bewahrung Arents anvertraut war, den alten Herzog frei, und dieser wurde mit Jubel und Freude in Herzogenbusch empfangen. Darüber

erzürnte das arge Weib so sehr, daß sie nicht wußte, wo sie stand, und sich in ihre Wut selber das Leben nahm.

Von all dem wußte Mariken nichts; die saß vielmehr ganz ruhig und vergnügt mit Monen zu Antwerpen in der Schenke zum Baume auf dem großen Markte. Diese Schenke war ein verrufenes Haus und da fand sich Gesindel aller Art zusammen, schlechte Weiber, Räuber, Spitzbuben und betrügerische Handelsleute, und Gott weiß, was noch mehr für Volk, und die tobten und lärmten unter einander, daß es ein Gräuel war. Einige dieser leichten Gesellen naheten bald Mariken und Herrn Monen, denn sie hätten das schöne Mädchen gern auf ihrer Seite gehabt, um ihre Lust mit ihr zu treiben. Mariken aber wandte sich gerade an ihren Geleiter und fragte ihn: „Saget mir doch, mein Lieb, ob es nicht Geometrie ist, wenn ich die Tropfen Weines zähle, die dort in der Kanne sind?“ Monen antwortete: „Richtig, Kind, ihr habts wohl behalten; gestern lehrte ich euch die Kunst.“ Da staunten die Gesellen ob der Gelehrsamkeit des Mädchens, und ihre Verwunderung wuchs noch mehr, als Herr Monen ihnen kündete, daß Mariken alle sieben Künste kenne, nnd u. a. auch Rhetorika, welches die älteste derselben wäre. Sie hätten gern eine Probe davon gehört, und das schmeichelte dem Mädchen; es erhob sich und sagte ihnen einen Referem her, der war so künstlich, daß sich die Verse am Ende und in der Mitte und überall

reimten, und daß sich bald eine Menge von Leuten um sie sammelten und mit offenem Munde ihr zuhorchten. Herr Monen hatte sich inzwischen von ihr weg und unter die Zuhörer geschlichen. Da stieß er bald diesen, bald jenen, und es dauerte nicht lange und alle Anwesenden prügelten einander auf jämmerliche Weise. Das gefiel Monen, der, wie man wohl sieht, nur der leibhafte Satan war, über die Maßen, und er beschloß, noch länger in dem Baume zu bleiben, „denn“, murmelte er in den Bart, „wenn der droben mir kein Stöckchen steckt, dann habe ich in einem Jahre mehr denn tausend Seelen in meinen Klauen.“

Emmeken gefiel der Spektakel nicht und sie meinte oft in sich selbst, der Monen müßte doch keiner von den besten sein. Dieser Gedanke lebte noch mehr in ihr auf, wenn ihr das Versprechen in den Sinn kam, daß sie das heilige Kreuzzeichen nicht machen solle; aber wie sie so da stand und darüber nachgrübelte, da sprangen ein paar lustige Gesellen zu ihr heran, und alle guten Eingebungen ihres Gewissens waren hin, und sie ergötzte sich mit den leichten Brüdern.

Also trieb Emmeken oder Mariken, wie man will, es sechs Jahre fort, und Herr Monen hatte tagtäglich mehr Freude an ihr. Da erwachte die Sehnsucht in ihrem Herzen, Oheim Gysbrecht und andere ihrer Freunde und Bekannten einmal wieder zu sehen, denn sie hätte denen auch gerne einmal gezeigt, wie gelehrt sie

geworden war. Das war Herr Monen aber nicht gar zufrieden und er bat sie, davon abzustehen; doch Mariken sprach: „Ich will es nun einmal“, und er mußte gehorchen, und sie begaben sich auf den Weg nach Nymwegen, wo sie gerade am Kirmestage ankamen. An dem Tage führte man jährlich ein Wagenspiel in der Stadt auf, und Emmeken hätte das gern einmal gesehen; denn sie wußte von ihrem Oheim noch her, wie der oft erzählt hatte, daß das so schön sei. Monen war aber unwillig darob und fuhr Mariken hart an, wie sie, eine also gelehrte Magd sich mit so geringen Sachen befassen könnte; denn er fürchtete, sie möge bei dem frommen Spiele, welches dem Volke insgemein mehr nützte, als Predigten und Lehren, andere Gedanken bekommen und ihm untreu werden. Wie vorher, so bestand Emmeken auch jetzt wieder auf ihrem Willen, und er mußte sie zu dem Spielplatze begleiten.

Als sie dort ankamen, trat gerade Mascheroen auf und sprach: „Ich bin Breherio Mascheroen, der Advokat von Luzifer, und will Gott zur Rede stellen, warum er dem stets sündigen Menschen gnädiger ist, als uns Teufeln, die wir nur einmal gesündigt haben und für das eine Mal nun ewig und sonder Hoffnung brennen müssen in dem Abgrund der Hölle.“ Als er dieses gesagt, wendete er sich an Gott den Herrn und forderte den zur Rechenschaft auf. Darauf sprach Gott: „Ich habe gesagt und ver-

sprochen, wer bei Zeiten Buße thuet, der findet Gnade in der Ewigkeit.“ Mascheroen entgegnete: „Das war aber nicht zu unserer Zeit im alten Bunde, und darum behaupte ich, daß wir ungerecht leiden müssen.“ Nun erhob sich Christus und antwortete: „Warum bin ich denn anders gestorben, als um das zu ändern und alle Menschen zur Gnade zu bringen? Ihr führt eine ungerechte Klage, Mascheroen, und mein Vater hat ganz recht.“ — „Wenn das denn ist,“ sprach der Advokat hinwieder, „dann müßte Gott jetzt noch viel strenger gegen die Menschen sein, wie ehedem im alten Bunde, und das ist er gerade nicht, Herr Christus!“ Da erwiderte Gott Vater: „Ja, das ist wahr, und bessern sich die Menschen nicht, ich lasse mein strenges Schwert der Gerechtigkeit schneiden.“

Unserer lieben Frau, die auch gegenwärtig war, ging das sehr zu Herzen, und sie bat ihren Sohn, dann wenigstens den Menschen vorher Warnungszeichen zu senden, als Kometen, Doppelsonnen, Erdbeben rc. Jesus aber wollte sich nicht erbitten lassen und in seinem Zorne beharren, indem die Menschen nur um so schlimmer würden, je öfter man sie warnte.

„Kommt, liebe Jungfrau Emmeken“, rief Monen ungeduldig, was soll euch das Gewäsche solcher Narren frommen? Kommt, wir wollen über vernünftigere Dinge sprechen.“ Aber Emmeken wollte keinen Fuß breit von der Stelle, um so weniger, als nun Mascheroen fragte, ob Gott

ihm nicht erlauben wollte die Menschen zu peinigen, und Maria mit so schönen und rührenden Worten um Verzeihung für sie flehte. Da durchschnitt bittere Reue das Herz Marikens, und wie oft Monen ihr auch vorschlug im schönsten Wirtshause der Stadt eine Kanne Wein mit ihm zu trinken, sie blieb und wollte nicht weg. Nun wurde Monen böse und er schrie zornig: „Soll mir denn all meine Arbeit also wenig genützt haben? Bei Luzifers Lunge und Milz, kommt fort von hier oder ich führe euch mit Schuhen und Strümpfen zur Hölle!" Und mit den Worten schoß er, wie ein Pfeil, mit Emmeken in die Luft.

Sicherlich wäre das arme Mariken verloren gewesen, hätte der arge Satan sie nach dem Niederfallen noch einmal fassen können. Das verhütete aber Marikens Oheim, Herr Gysbrecht, der, auch nach Nymwegen gekommen, um das Wagenspiel zu schauen, sich glücklicherweise in der Nähe befund. Dieser erkannte sie alsbald, sprang schnell zu ihr hin und scheuchte durch sein kräftiges Gebet den wütenden Monen von ihr weg. Als Emmeken erwachte und ihren Oheim erblickt, war sie gar erfreut, bekannte ihm auch sogleich ihren Wandel während der sieben Jahre und bat ihn um Verzeihung; denn sie sei doch arg genug daran, sprach sie, weil sie nun ewig verdammt werde. Das gab ihr Herr Gysbrecht aber nicht zu, sondern er ermahnte sie mit erbaulichen Worten zur Reue

und Besserung, wonach ihr die ewige Seligkeit ganz gewiß sei.

Monen stand inzwischen immer zur Seite; denn er hätte zu gerne sein Emmeken noch mit sich geführt. Als er aber wagte, auf sie loszuschießen, da nahm Herr Gysbrecht sie in den Arm und rief ihm drohend zu: „Nimm dich in acht, du schlimmer Geist; denn versuchest du noch etwas, dann lese ich dir etwas aus meinem Breviere, welches dich schon fortjagen soll." Da sah nun Monen, daß alles verloren war, und er brüllte, und heulte jämmerlich: „Ach, ich armer Geist! Wie wird es mir ergehen! Wie werden sie mich mit glühenden Zangen quälen und peinigen, wenn ich diese verliere! Wie wird es mir ergehen!" und dabei blies er aus Nase, Mund und Ohren rotglühende Flammen, so daß es gräulich anzuschauen war. Das kümmerte aber Herrn Gysbrecht nicht, der nahm vielmehr Mariken ruhig bei der Hand und führte sie zu dem Dekane, welches ein sehr gelehrter und heiliger Priester war.

Als der Dekan von Marikens Sünden gehört, sprach er, daß er ihr dieselben nicht vergeben könne, weil sie zu groß und unendlich wären. Das betrübte Herrn Gysbrecht; er ging mit Mariken nach der Kirche und nahm dort das heilige Sakrament mit sich, denn er wollte nun zu dem Bischofe von Köln reisen und auf dem Wege fürchtete er Monens Angriffe. Es erwies sich auch bald, daß der kluge Priester darin

wohl gethan hatte; denn Monen blieb stets in der Nähe und riß mitunter halbe Eichbäume aus, die er dann auf sie warf, was aber natürlich unnütz war, denn Gott schützte die frommen Reisenden.

Wie Herr Gysbrecht aber dem Bischofe von Köln die Sache vortrug und alles erzählte, da sprach dieser: „Mein lieber Sohn! Das ist eine Sünde, die zu vergeben nicht in meiner Gewalt steht; das kann nur der Papst von Rom.“ Und Herr Gysbrecht verzweifelte nicht, sondern ging mit Mariken getrost weiter über Berg und Thal, bis sie nach Rom kamen. Der Papst hatte kaum davon hört, als er Mariken zu sich kommen ließ und ihre Beichte anhörte. Als er jedoch vernahm, daß sie des Teufels Buhlin gewesen, und daß um ihretwillen und durch sie mehr denn zweihundert wären tot geblieben, da rief der heilige Vater erschrocken aus: „O Gott und Vater, wie ist solches möglich! Groß, sehr groß ist die Barmherzigkeit und Gnade des Herrn, aber so tief darf ich kaum in ihren Schatz greifen“; und alsdann versank er in tiefes Sinnen und ließ Herrn Gysbrecht vor sich kommen und sprach zu diesem: „Mein guter und getreuer Sohn! Obgleich ich der heilige Vater bin, weiß ich nicht, ob ich also gräuliche Sünde vergeben kann. Lasset aber drei Ringe von Eisen machen, und schließet die um eurer Nichte Hals und Arme. Wenn diese verschlissen sind, oder von selber abfallen, dann ist ihre Sünde vergeben.“

Also that Herr Gysbrecht und reiste wieder mit Mariken von Rom ab und nach Nymwegen, wo sie in das Kloster der bekehrten Schwestern ging. Dort nahm er dann einen rührenden Abschied von ihr und empfahl ihr nochmals an, in ihrer Buße zu verharren, indem der Himmel ihr ihre Sünden ohne Zweifel alsdann verzeihen würde.

Da lebte nun Mariken noch viele, viele Jahre und in der höchsten Strenge und Zurückgezogenheit, und die Ringe blieben immer noch um ihre Arme und ihren Hals. Als sie aber nun schon sehr alt war und fühlte, daß sie sterben müßte, da sah sie plötzlich einen Engel neben ihrem Bette, und der rührte die Ringe an und sie fielen ab von ihr, worauf sie gottselig im Herrn entschlief.

Ihr Grab sah man lange nachher noch in der Klosterkirche, und auf dem Leichensteine war die ganze Geschichte beschrieben, und die drei Ringe hingen als Gedenk- und Wahrzeichen daneben an der Mauer.

Die Marienritter.

„Das Werk — es ist des Glaubens Kind;
Drum halte fest, o Freund, den Glauben,
Daß dir nicht Feinde, falsch gesinnt,
Den Vater samt dem Kinde rauben!“

Es waren zwei berühmte Ritter; von denen hieß der eine Herr Walter Persijn aus Holland, und der andere Herr Walewin von Leefdael aus

Brabant. Es geschah aber, daß diese zwei liebe Gesellen zu einem Turnier reiten sollten, und da beschlossen sie des Abends vorher, ehe sie dahin ritten, daß sie am andern Morgen frühzeitig aufstehen und eine Messe hören wollten, und also thaten sie. Als aber die Messe aus war, da begann noch eine Messe zu Ehren unserer lieben Frauen, und weil Herr Walter die Muttergottes aus Herzensgrund liebte, so wollte er auch die Messe noch hören. Aber Herr Walewin, der weltlicher Ehren sehr gierig war, ritt zu dem Turnier, als die erste Messe zu Ende war und wollte nicht bleiben, und da that er viel Arbeit, um ritterlich Lob zu gewinnen. Als Herr Walter den Segen in der Liebfrauenkirche empfangen hatte, ritt er auch zum Turniere, doch als er dahin kam, waren alle Ritter schon müde und jeglicher wollte zu seiner Herberge reiten. Herr Walewin kam aber Herrn Walter entgegen, nahm ihn freundlich in seine Arme und sprach: „Herzallerliebster Geselle, Gott müsse Dich benedeien, denn Du hast allen Ruhm gewonnen unter also vielen Rittern.“ Ob dieser Ansprache neigte Herr Walter das Haupt und lachte, denn er wußte wohl, daß er nicht in dem Turniere gewesen war, als er aber das Lob seines Namens sonder Ende von den Herolden ausrufen hörte, da verwunderte er sich und sprach zu Herrn Walewin: „Ei, lieber Geselle, ich bin heute nicht im Turniere gewesen, denn ich hörte, nachdem du von mir schiedest, noch eine Messe zu unserer lieben

Frauen Ehre; so ist es denn Maria, welche mir dies Lob giebt, ohne daß ich es verdient hätte. Darum, allerliebster Geselle, wollen wir für der ablassen von weltlicher Ehre und ein geistlich Leben beginnen, welches dauern soll für immerdar."

Da sind die beiden Ritter von den Lüsten der Welt geschieden und in ein Kloster gegangen, welches Heymerode hieß, und haben daselbst lange Zeit heilig gelebt.

Dieser Herr Walter lag zu einer Zeit in der Kirch im Gebete und hatte seine Hände inniglich zusammen gefalten. Da kam ein golden Kreuz zwischen seine Hände zum Zeichen, daß sein Gebet von unserer Frauen erhört war. Dieses Kreuz brachte Adelheid, des Grafen Wilhelm von Holland Hausfrau, mit großer Feierlichkeit gen Reynsburg ins Kloster und schenkte dazu dem Kloster so viele Butter, als es jährlich bedurfte.

Item, ihr sollt wissen, daß wegen der Wunderbarkeit des Kreuzes von Herrn Walter, die Herren von Persijn es in ihr Wappen aufnahmen und von der Zeit an neun rote Kreuze im Schilde führten.

Das Vaterunser.

„Und dem Herzen wird so leicht,
Wär es auch von Gram umsponnen,
Und dem Büßer wird gereicht
Labung aus dem Gnadenbronnen."

Einem Lehrjungen begegnete einmal zwischen Licht und Dunkel auf der Straße ein schwarz

klein Männchen, schien ein Handwerker zu sein. Das fragte ihn, ob er keine Lust hätte, bei ihm in Dienst zu treten, er sollte eine guten Herrn an ihn finden. Der Junge antwortete, er hätte bereits einen Meister und brauche keinen neuen. „Gut“, sprach der andere, „wenn Du auch einen Meister hast, kannst doch das verrichten, wozu ich Dich gebrauchen will, und in Deinem alten Dienste bleiben. Für wenig Mühe gebe ich Dir einen guten Lohn.“ Fragte der Junge, was denn seine Arbeit und sein Lohn sein sollte? Darauf sagte das Männchen: „Jeden Abend, wenn es dämmert, sollst Du hier ans Wasser kommen und ein Vaterunser beten; sollst jeden Tag ein Geldstück haben, wie dies, und es immer hier auf dem Pfosten finden. Darfst aber keinen Abend überschlagen.“ Der Junge dachte, das wäre ein gut Ding für ihn, also leichthin und ohne etwas von seiner Arbeit zu versäumen, so viel Geld zu gewinnen, und noch dazu mit Gebet. Er nahm es an und gelobte, fleißig der Sache nachzukommen. Wie ist Dein Name?“ fragte das Männchen. Als der Junge den genannt hatte, that der andere, als könnte er ihn schwerlich behalten. Begehrte darum, daß er ihm den Namen schreibe und zugleich das beifüge, wozu er sich verpflichtet habe, in Art und Weise eines Kontraktes. „Wo soll ich denn aber Feder und Papier holen?“ fragte der Junge. Schnell nahm das kleine Männchen eine Feder hinterm Ohre weg und gab ihm die nebst einem Stückchen

Papier. „Das ist gut", sprach der Junge wieder, „aber nun habe ich noch keine Tinte?" — „Ist wahr", entgegnete der andere, „doch wollen wir darum die Sache nicht aufgeben. Sieh, da ist ein Messer, ritze damit ein bißchen die Haut an deinem Arme, so bekommst Du sonder Pein bald so viel Blut, daß Du wohl die paar Worte schreiben kannst." Der Junge ließ sich bereden und that also. Das Männchen nahm die Schrift und ging von dannen und ermahnte den Jungen noch einmal dringend, nur keinen Abend das Vaterunser zu vergessen. Der Lehrjunge erfüllte sein Versprechen redlicherweise, fand auch jeglichen Abend sein Geld richtig auf der Stelle, die ihm das kleine schwarze Männchen angewiesen hatte. Aber durch all das Geld wurde er zum Spielen und Saufen verlockt. Weder sein Meister noch seine Mutter wußten, wo er an das Geld kam. Der erste meinte, seine Mutter gäbe es ihm, und die meinte, er bekäme es von dem Meister. Darob wurde der endlich erbittert und verwies es der Frau mit scharfen Worten, daß sie ihrem Sohne Geld gäbe, denn dieser käme dadurch zu Müßiggang und einem ruchlosen Leben. Die Frau aber versicherte ihn vom Gegenteil und sprach, sie wäre eine arme Witwe und hätte nichts zu geben, hätte aber geglaubt, der Junge verdiene sich durch seinen Fleiß so viel. Nun beschlossen sie beide, den Jungen einmal hart vorzunehmen. Der erzählte ihnen ganz willig, wie er sich jeden

Abend das Geld verdienen. Das befremdete die Mutter und sie glaubte, es stecke nichts Gutes dahinter; besonders lag ihr die Blutschrift schwer auf der Seele. Sie ging darum mit ihm zu einem geistlichen Herrn. Der fragte ihn, ob er glaube, daß das schwarze kleine Männchen ein wirklicher Mensch gewesen sei? Sprach der Junge: „Das weiß ich nicht, aber es schien mir also." Da fragte ihn der Geistliche weiter, ob er je gehört habe, daß ein Meister von einem Lehrjungen einen mit Blut geschriebenen Kontrakt verlangt habe? worauf der Junge antwortete: „Nein." Da ermahnte ihn der Geistliche, fürder abzustehen von solchem Gewinnste, und betete mit ihm und schloß ihn auch ins Gebet vor und nach der Predigt ein. Kurz nachher fand man den Kontrakt auf dem Altar der Kirche liegen.

Rotmützchens Rache.

Der Totenrichter sondert die Gerechten
Vom Haufen der Verworfnen ab;
Zum Himmel schweben die zu seiner Rechten,
Der Abgrund schlingt die übrigen hinab."

Ein armer Bauer, dessen Frau plötzlich krank geworden war, stand in der Nacht auf, um zu buttern. Er hatte am Vorabende schon alles bereit gestellt und die Milch in großen Töpfen neben das Feuer gesetzt, damit ihm die Arbeit um so schneller von der Hand ging. Als er aber in die Kammer trat, sah er zu seinem

großen Erstaunen das Feuer noch still brennen und vor demselben ein kleines Männchen sitzen, welches halb schlummerte. Durch des Bauern Holzschuhe geweckt, erwachte der Kleine, richtete sich auf und sah den Mann starr an, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Der Bauer sprach eben so wenig, blickte jedoch einmal verstohlen von der Seite auf den Kleinen, und erkannte, daß derselbe von Kopf bis zu Fuß in Rot gekleidet war und ein grünes Gesicht und grüne Hände hatte; dann schaute er wieder vor sich hin, nahm in der Ecke ein Bund Reisig und warf dies neben den Herd, worauf er ruhig schlafen ging. Am andern Morgen war die Butter fix und fertig, so daß er sie nur auf den Markt zu tragen brauchte; außerdem war es mehr, als er je aus seiner Milch gewonnen hatte. Seine Frau gesundete bald nachher; das Rotmützchen butterte ihm fortwährend, und der Mann wurde langsam so reich, daß er viele Kühe halten, sich ein schönes Haus bauen und noch einen ganzen Strumpf voll schöner Thälerchen zurücklegen konnte. Und das war auch kein Wunder, denn das Rotmützchen that ihm langsam auch alle andere Arbeit; es pflügte seine Äcker, besorgte sein Vieh und richtete mehr aus, denn drei starke Knechte.

Aber der Vorsput verwöhnte den Bauer; er ging nun alle Abend in die Herberge, verspielte viel Geld und kam regelmäßig trunken nach Hause. Das gefiel dem Rotmützchen nicht,

und es machte ihm Vorwürfe, worauf er anfangs auch hörte. Bald vergaß er sie aber wieder und verging sich sogar so weit, daß er in einer Nacht, wo er auch spät und trunken nach Hause kam, das Rotmützchen derb ausschimpfte und das Reisigbündel, welches seine Frau sorgfältig zugerichtet hatte, in den Brunnen warf.

Im selben Augenblicke verschwand Rotmützchen. Am andern Morgen war die Frau des Bauern krank, sein Strumpf statt mit Thalern, mit Kohlen gefüllt, seine Kühe tot, sein Haus und seine Ställe verfallen und seine Felder verwüstet. Da kam der Bauer wohl zur Besinnung; aber es war zu spät, und wie er auch das Rotmützchen bitten und flehen mochte, das Unglück wieder zu entfernen, alles half nichts; im Gegenteile, in der folgenden Nacht lachte das Rotmützchen um sein Haus herum und spottete seiner.

Der Mann ist auch bald nachher in Armut und Elend gestorben.

Kannitverstan.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen,
In Berg und Thal und Strom und Feld."

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will,

und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan", und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach

dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbanm; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraus gewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hattte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren ans Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schauts da hinaus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben." Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ichs doch nur auch

einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat!“ kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar um Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal so schwer und wieder so leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin

auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Der geheilte Patient.

Der Weise: „Wenn's am besten schmeckt, hör auf!" . .
Der Gefräßige: Dummer Spruch: — Das muß ich sagen.
Eher möcht' ich eher klagen:
Wenn's am besten schmeckt, hört's auf!

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen

Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen oder schnauft der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank: wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Fouder wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von

einem Arzt, der hundert Stunden weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben." Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber zerdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!" Als der Patient so mit

sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfekt eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, wars schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am dritten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenns mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so solls mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist abgestanden. Aber Ihr habt noch

Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden", und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kautz, und ich versteh Euch wohl", und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt.

Die Tabaksdose.

„Stehlen? O pfui! Aneignen nennt es der Gebildete."

In einer niederländischen Stadt in einem Wirtshaus waren viele Leute beisammen, die einander einesteils kannten, zum Teil auch nicht; denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein", sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirt und nahm eine Prise Tabak aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfing und ein paarmal, wie von ungefähr, nach der Rocktasche schaute, in welche der

Mann die Dose gesteckt hatte. „Was gilts“, dachte der Frieder, „der führt auch etwas im Schild?“ Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auf die Bank und sprach mit dem Dicken allerlei kuriose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein dritter. „Exküse“, sagte der dritte, „kann man auch ein wenig Platz hier haben?“ Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und diskurierte immer fort: „Ja“, sagte er, „ich habe mich recht verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so flätig[1]) vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Land geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen vom Meer her aus Afrika und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus.“ Darüber geriet der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Atem verging, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. „Aber jetzt hört auf“, sagte der Dicke. „Es thut mir weh im Kreuz“, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: „Der Wein ist gut; er treibt. „Exküse“, sagte er zu

1) So viel als: geschwind.

dem dritten, der vorne an ihm saß, „laßt mich einen Augenblick heraus!“ Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausging und fort wollte, ging ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte zu ihm: „Wollt Ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers silberne Dose herausgeben? Meint Ihr, ich habs nicht gemerkt. Oder soll ich Lärm machen? Ich hab Euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen.“ Als nun der Dieb sah, daß er verraten sei, gab er zitternd dem Frieder die Dose her, und bat ihn, vor Gott und nach Gott, stille zu sein. „Seht“, sagte der Frieder, „in solche Not kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es Euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt[1]) nicht. Ehrlich währt am längsten.“ Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

St. Gertruds Minne.

„War's kein Engel, den du schicktest,
Als du mich verirrt erblicktest,
Hat er mir doch auf der Bahn
Eines Engels Dienst gethan.“

Vor vielen Jahren lebte in den Niederlanden ein junges Mädchen, mit seltener Schönheit be-

1) So viel als: bringt keine Frucht.

gabt und voll Unschuld und Frömmigkeit. Ein reicher, stolzer Ritter faßte, ihr unbewußt, eine heftige Neigung zu der anmutigen Gertrud, und seine eifrigsten Bestrebungen erst konnten sie überzeugen, welch tiefen Eindruck sie auf den fremden Mann gemacht und wie stark seine Leidenschaft sei. Aber ihr ernster Sinn stand nicht nach dem Gekose der Minne, auch nicht nach Familienglück und den Freuden eines weltlichen Stilllebens; vielmehr hegte sie von frühester Jugend an den sehnlichsten Wunsch, daß es ihr einst vergönnt sein möge, in dem benachbarten, dem heil. Johannes gewidmeten Kloster ihre Tage in Zurückgezogenheit zu verleben. Nur ein reines, von allen menschlichen Schwächen freies Herz konnte in früher Jugend so fromme Entschließungen fassen: ihre Brust, von keiner Leidenschaft bewegt, hegte nur eine einzige Neigung, die unschuldige und menschenfreundliche des Wohlthuns, und ihr einziger Kummer war, diesem Triebe, bei ihrer Armut, nicht nach Wunsch folgen zu können.

Des Ritters Bewerbungen blieben daher ohne allen Erfolg. Da sie ihm aber gestattete, sie zu sehen und freundschaftlich zu sprechen, so loderte seine Leidenschaft für dies seltene, in unendlicher Anmut aufblühende Mädchen nur immer heftiger auf, und wie von magischen Banden bestrickt, war er willenlos dem Gegenstande aller seiner Gedanken und den Qualen seiner Liebe ergeben.

Er durfte der Holden Begleiter sein, wenn sie die Hütten der Armut besuchte, um ihrem

Wohlthätigkeitstriebe genug zu thun, oder zu trösten, wo sie nicht helfen konnte. Oft war er Zeuge ihres Kummers und ihrer Thränen, wenn sie nur Trost und nichts als Hoffnungen zu geben im stande war; daher wagte er es denn einst, ihr seine reichgefüllte Börse anzubieten, die sie freudig und heftig annahm.

Nun war des Spendens milder Gaben kein Ende mehr, und auch der Ritter wurde des Gebens nicht müde. Gertrud aber ging in ihrem 18. Jahr wirklich in das Kloster, wie sehr auch der Ritter dies zu verhindern bemüht war, und lebte ein frommes stilles Leben, das sie zwischen Gebet und ihrer nie erkalteten Neigung zum Wohlthun teilte. Diese Neigung aber konnte sie in vollem Maße befriedigen, da ihr Verehrer unablässig die Mittel gewährte, die er täglich ins Kloster sandte.

Jahre vergingen, doch des Ritters heftige Liebe nicht. Hab und Gut hatte er indes durch jene Spendungen zum Opfer gebracht und mit dem tiefsten Schmerze sah er die Zeit kommen, wo er es nicht mehr vermögen würde, durch Darbringung fernerer Gaben sich ein süßes dankbares Lächeln zu gewinnen. Als er das Letzte gegeben, nahm er Abschied von Gertruden, zu einer Reise, wie er sagte, in der That aber mit dem festen Entschlusse, sich Geld und Gut zu verschaffen, auf welche Art es auch sein möge. Er streifte im Lande umher auf nächtlichen, ungebahnten Pfaden, durch Dornen und Moor, mit allerlei finsteren

Vorsätzen schwanger. Da trat zur Stunde der Mitternacht, auf menschenleerer Haide ein Mann zu ihm, von unheimlichem, seltsamem Wesen, der ihn mit widerlich heiserer Stimme anredete: „Was fehlt euch, Herr Ritter, daß ihr zu so ungelegener Zeit durch die Wildnis streift? Vertraut euch mir, der schon manchem geholfen mit gutem Rat und mehr noch mit That. Bedürft ihr des Geldes? sprecht ein Wort und ich helfe euch, sobald wir einig; wie viel es auch sei, ich gebiete über große Schätze. Soviel ihr in sieben Jahren verbrauchen mögt, will ich euch gewähren, und eure Truhe sollt ihr niemals leer finden. Dagegen will ich mir nur eine Kleinigkeit bedingen, denn solche Hülfe ist des Lohnes wert. Hier habe ich ein Pergament, auf dem schon ein Vertrag gezeichnet ist; ihr mögt ihn bei jenem Irrlichte lesen. Diesem Pakte zufolge übergebt ihr euch mir erst nach sieben langen Jahren; jedoch müßt ihr, der Form wegen, ihn mit eurem Blute unterzeichnen; ein Tropfen reicht dazu hin. Ist's euch genehm, so machen wir gleich alles in Richtigkeit, und heute über sieben Jahre, zur nämlichen Stunde findet ihr euch wieder hier ein."

Der bethörte, verblendete Ritter sagte zu und unterschrieb. Wild sprengte er dann davon und zu Hause angekommen, fand er in seinen Koffern des Geldes in Hülle und Fülle. Fortwährend wandte er nun wieder dem Kloster seine Schätze zu; doch darbte bei allen Reichtümern er selbst, wie wenn es für ihn kein anderes Glück und

keine anderen Freuden auf der Welt gäbe, als Gertrudens Wünsche zu befriedigen und ihren Dank zu empfangen.

Unterdessen gingen die sieben Jahre dahin, und der Ritter sah mit qualvoller Angst den Tag herankommen, der sein letzter sein, an dem er die Angebetete zum letztenmal schauen würde. Verzweiflungsvoll wollte er den sauren Ritt zur Haide antreten, und von Gertruden, unter dem Vorwande einer abermaligen Reise, den letzten Abschied nehmen und dann zur Hölle fahren. Da bat sie ihn, unter ihres Patrons St. Johannes Weihe, auf ihre Minne und frommes Angedenken zu trinken, zum Schutze gegen jede Fährlichkeit. Er nahm den Trank und es deuchte ihm, als er den Becherleerte, noch nie ein herzstärkenderes und aufmunternderes Labsal genossen zu haben. Aber als er der Lieblichen Lebewohl gesagt und auf der öden Haide dahin ritt, da ward es nächtiger und nächtiger in seinem Busen, und bebend gelangte er an die bestimmte Stelle. Hier stand schon der schreckliche Unbekannte, seiner harrend; aber sobald dieser den Ritter erblickte, sprang er entsetzt zurück, erhub ein schreckliches Geheul und schrie, indem er den Vertrag zerriß: Wehe mir, ich habe keine Macht an euch, denn hinter euch auf eurem Pferde sitzt St. Gertrudis, deren Minne ihr zuletzt getrunken.

Mit diesen Worten verschwand der Unhold, und ein fahler Schwefeldunst durchlohete die Luft.

Der Ritter war erlöst, Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt. In seiner Wohnung aber fand er noch einen großen Schatz, den er nach Gertrudens Willen zu einer milden Stiftung verwendete; und um der Gnade des Himmels fortan würdig zu sein, widmete er seine noch übrigen Lebenstage dem Dienste des Herrn und ging in ein Kloster.

Der Häringsfang zu Rotterdam.

„Sobald des Hügels Sagen von ihrem Traum erstehn,
Hat jedes Blatt Behagen, am Lindenbaum zu wehn;
Noch nicht der Frühlingssiege und Heldensprossen satt
Wird eine Liederwiege sein allerjüngstes Blatt.“

In Holland pflegen sich in den beiden Seestädten Rotterdam und Scheidam die Leute mehrenteils vom Fischfange zu ernähren. Als nun einst die Einwohner dieser beiden Städte hinaus auf den Häringsmarkt schifften, haben die Rotterdamer zwar eine große Menge Häringe gefangen, die Scheidamer aber haben anstatt der Fische eitel Kieselsteine herausgezogen. Derhalben ward dann auch alsbald an ein Weib Hand angelegt und dieses bekannte: sie wäre durch ein kleines Löchlein im Glase, das sie auch vorwies und das kaum groß genug war, um einen Finger durchzustecken, hindurchgefahren, hätte sich in einer Fischblase ins Meer gelassen und wäre darin bis an den Ort gefahren, wo der Häring seinen Stand gehabt. Daselbst hätte sie mit ihren Beschwörungen die Häringe verjagt und Kieselsteine an ihre Stelle gebracht.

Die erste Kirche zu Dordrecht.

„Hier ist Gnade und Erbarmen,
Ew'ge Füll' und reiche Lust. —
All' ihr Kranken, all' ihr Armen,
Zum Genesen, zum Erbarmen
Kommt an eures Heilands Brust."

Nachdem das ganze Land um Dordrecht zum Christentume bekehrt war, wohnte in dieser Stadt ein ehrbares Mägdlein, welche Zuwaert (Sotheris) hieß. Diese gründete daselbst die erste Kirche und zwar mit nur drei Pfennigen, welche sie in ihrem Beutel hatte. So oft sie dieselben auch ausgeben mochte, waren wieder drei andere darin, und der Beutel versagte nie seinen Dienst. Daraus schlossen die Werkleute, welche an der Kirche arbeiteten, daß sie viel Geld haben müsse, denn sonst könne sie ja ein so köstliches Gebäude nicht aufrichten lassen, und darum warteten sie ihrer einst und ermordeten sie, worauf an derselben Stelle alsbald ein schöner Quell entsprang. Als sie aber nicht mehr wie drei Pfennige bei ihr fanden, reute sie die grausame That und war ihnen sehr leid, und sie wurden gefangen und sollten vom Leben zum Tode gebracht werden. Doch da sprang Zuwaert mit einem Male empor, als wäre sie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und erlöste die drei Männer und reiste mit ihnen gen Rom, wo sie Beichte und Buße thaten mit großer Erbaulichkeit. Und als der Papst von dem Wunder hörte, und den Schnitt sah, der an des frommen Mägdleins Halse gleich einem roten Seidenfaden glänzte schenkte er Zuwaert

große Ablässe für die Kirche von Dordrecht, damit dieselbe fortgebaut und beendet werde.

Wann Zuwaert gestorben ist, weiß man nicht, doch schied sie von hier in Frieden und Seligkeit. Der Quell aber springt noch heute zu einem Gedenkzeichen an das Wunder, welches mit dieser frommen Magd sich ereignet.

Der lange Wapper.

„Durch Schaden wird man klug —
Sagen die klugen Leute;
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Narr noch heute.“ —

Mein Vater seliger, wie auch meine alte Tante haben mir in meiner Jugend tausend Male von dem langen Wapper gesprochen und von den mannigfachen Streichen, welche dies wunderliche Gespenst den Bürgern der guten Stadt Antwerpen spielte.

Bösartig waren diese Streiche nicht immer; sie bestanden meist in Narreteien und Spötteleien, aber da lag immer doch etwas zum Grunde, was so ganz richtig nicht war und worüber man wohl schlimme Gedanken bekommen mochte. Das ist einmal ausgemachte Sache, er führte manchen mit sich weg, und wohin, das weiß unser lieber Herrgott. Wer er eigentlich war, das kann ich euch nicht sagen, und kein Mensch wußte etwas davon. Es schien, als fürchtete man, ihm etwas Übles nachzusagen, und wer konnte auch wissen, ob er

nicht horchte? So lang er in der Stadt hauste, hörte man auch seinen Namen kaum nennen; nur erst, als man ihn nicht mehr spürte, wagte man, einander seine Gedanken über ihn mitzuteilen. Meine Schulmeisterin, die eine Quisel war, sprach uns oft darüber uns sagte uns, es wäre ein Geist aus der andern Welt; aber es giebt andere Leute genug, die glauben, daß es ein oder der andere reiche Mann aus der Stadt war, der mit dem Teufel einen Bund geschlossen hatte. Später hörte ich, daß viele adelige und hohe Bürgershäuser auch in Verbindung mit ihm ständen und von seiner Familie wären, und somit wohl Ursache hatten, die Wahrheit geheim zu halten.

In alten Zeiten lag die Wappersrui, die nun überwölbt ist, noch offen, und die Stelle, welche heutzutage Wappersbrücke heißt, war noch eine wahrhafte und wirkliche Brücke. Da nun war es, wo der lange Wapper sich meist aufhielt, und davon leiten auch die beiden Namen ihren Ursprung her. Gewöhnlich kam er unter der Brücke her zuerst zum Vorschein, schritt mit seinen langen Beinen aus dem Wasser auf den Wall, schrumpfte dort husch ganz klein zusammen und erschien dann in der Gestalt eines Straßenjungen. Dann mischte er sich unter die andern Jungen, und niemand erkannte ihn jemals, denn stets sah er aus wie einer von ihnen, der gerade nicht da war. In den Stunden zwischen Licht und Dunkel geschah dies zumeist, denn dann kamen die Jungen aus der Schule oder vom Essen und spielten. Eins

von ihren Lieblingsspielen aber war Hütchen schupp; da gab nämlich einer von ihnen, auf den zufällig das Los fiel, seinen Hut her, und den schuppten die andern mit den Füßen so lange hin und wieder, bis der, dem er gehörte, ihn glücklicherweise einholen und packen konnte. Das ging nun alles gut, bis die Reihe an den langen Wapper kam, daß der auch seinen Hut geben mußte. Aber dann, wehe dem, der dem Hut den ersten Schupp versetzte! Er stieß seinen Holleblock (Holzschuh) in Stücke und die Zehen sich entzwei, denn der vermeinte Hut war ein schwerer eiserner Topf. Und dabei mußte er noch das laute Hahaha! des spottlustigen Geistes hören, den nun alle suchten und keiner fand.

Wenn die Jungen mit dem Reifen spielten, machte er es auf ähnliche Weise. Jeder wetteiferte, um seinen Reifen denen der andern vorzuschnellen, alle liefen, was sie laufen konnten; der lange Wapper aber überschritt sie alle mit seinen langen Beinen, machte sich vor dem Haufen plötzlich wieder klein und rannte dann vor ihnen her, bis der eine oder andere matt auf die Erde sank. Gaben sie dann das Spiel auf, dann sprang er plötzlich in die Rui, verschwand unter dem dunkeln Bogen der Brücke und lachte sein Hahaha! daß es weithin wiederhallte.

Nicht besser ging es auf dem Stadtwalle, wo das kleine Völkchen meist mit Klickern spielte. Er gewann ihnen alles bis zum letzten Steine ab; kein einziger, der auch nur einen übergehalten

hätte. Darüber waren die Jungen dann bös und fluchten und schwuren, während der lange Wapper unter dem gewöhnlichen Hahaha! bei der Brücke verschwand.

Aber nicht allein da trieb er seine Streiche, sondern auch in der Zuckerrui und Umgegend. Da stand unter andern ehedem ein Bildnis des heiligen Johannes von Nepomuk, das just ist dahin gestellt worden, um dem Treiben des langen Wapper ein Ende zu machen. Um derselben Ursache willen sieht man noch heutzutage das Bild des heiligen Joseph an der Wapperrui; seit es da steht, mußte der lange Wapper die Flucht nehmen.

War es Abend geworden und konnte er keine Jungen mehr in ihren Spielen ärgern urd quälen, dann gab es keine Straße in der ganzen Stadt, die von ihm durchaus verschont blieb. Keine alte Frau, kein jung Mädchen durfte sich zu später Stunde noch auf der Straße blicken lassen, ohne daß sie seine List erprobt hätte. Um das Fleischhaus herum hat er sonderlich schändliches Zeug getrieben; was das aber alles war, deß kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur ein paar Vorfälle sind mir noch frisch im Gedächtnis, und zwar darum, weil sie mit einer mir bekannten Person sich ereigneten. Die kam nämlich eines Abends gegen elf Uhr von ihrem Werk und wollte nach Hause gehen, als sie das Geschrei eines kleinen Kindleins vom Fleischhaus her vernahm. Sie ging darauf zu und fand auf einer steinernen

Bank daselbst ein armes, kleines Würmlein, welches kaum geboren schien; übrigens war es in weiße Windeln sauber eingewickelt. Die Annemie nahm das Wichtchen auf und drückte es an ihr Herz, denn sie meinte nicht anders, als daß es ein verlassenes Kind wäre, welches von seinen Eltern ausgesetzt worden wäre, um als Findling von einem andern aufgenommen und ernährt zu werden. Weil das Kind aber noch immer schrie und sich gar nicht zufrieden geben wollte, so beschloß die gute Frau, ihm einmal die Brust zu geben, denn sie hatte auch einen Säugling zu Hause. Als das geschehen wollte sie weiter, aber mit jedem Schritte, den sie that, wurde das Kindchen größer und größer und schwerer und schwerer; und als sie nur noch ein paar Schritte vom Hause weg war, da konnte sie die Last nicht mehr halten und war gezwungen, den wunderlichen Säugling los zu lassen: aber er glitt nicht auf die Erde, sondern glitt unter ihrem Arme weg, und zur selben Zeit scholl es Hahahaha! hinter ihr. Sie will sich umdrehen; da redet jemand sie laut an: „Dank Euch, dank Euch, liebe Frau, für Eure leckern Brüstchen! Hab gar genüglich meinen Durst dran gelöscht.“ Darob verwundert, will sie zuschauen, wer das ist, und es war der lange Wapper, der, das Haupt weit über die Häuser herausstreckend, neben ihr stand.

Seitdem war sie gar vorsichtig, und wenn ihr bei spätem Nachhausekommen auch nur das

mindeste Verdächtige aufstieß, dann schlug sie schnell ein Kreuz, oder rief die Muttergottes oder einen von den Heiligen oder den lieben Engeln um Hilfe an, und dann ging es natürlicherweise ganz gut. Auf diese Weise blieb sie eine geraume Zeit von aller Störung frei. Einmal aber kam sie auch wieder gegen Mitternacht nach Hause, da sah sie plötzlich ein weißes Schnupftuch oder Serviette — sie wußte nicht recht, was es war, vor sich auf der Erde liegen. Sie nahm das Ding auf, ohne an etwas Schlimmes zu denken, und steckte es unter den Arm, vermeinend, einen guten Fund gethan zu haben. Aber, ach Gott! das Tuch dehnte sich immer mehr aus, schlüpfte husch ihr fort und wuchs so lang und so hoch, bis sie sah, daß es der lange Wapper wieder war, der nun gemächlich über die Häuser wegschritt und sie dabei derb auslachte. Dergleichen könnte ich euch, Gott weiß wie viel, erzählen, denn jegliche Nacht kam so ein Streich von ihm vor, und das nicht an einem Orte, sondern an vielen zugleich, so daß es offenbar war, daß er sich vervielfachen könne.

Und wenn ich nun erst von all den verschiedenen Gestalten sprechen sollte, unter denen er erschien! Bald war er eine Katze, bald ein Hund; bald ein Geistlicher, bald ein reichgekleideter Herr, der die Kinder mit Leckereien an und mit sich lockte, wohin? das weiß der liebe Gott. Oft stand er in ungeheurer Größe an den Kirchenfenstern und störte späte Beter mit Fluchen und Lästern; ein

ander Mal klopfte er an die Fenster des zweiten und gar des dritten Stockes der Häuser und jagte den guten Bürgern den gewaltigsten Schrecken ein. Sah er Spitzenklöpplerinnen oder andere Frauen und Männer noch spät in der Nacht beschäftigt, dann schrie er ihnen meist zu: „Die Nacht ist für mich, der Tag für Euch!" In reichen Häusern erschien er unter der Gestalt eines Bekannten und setzte sich mit zur Tafel; und wenn dann alles in Frieden und Ruhe sich freute, dann verschwand er plötzlich und lachte seine Wirte aus. Auch mischte er sich oft unter die Kartenspieler, verlor viel Geld und weigerte sich zu bezahlen. Entspann sich dann ein Streit, dann forderte er die Mitspieler auf, mit ihm die Sache vor der Thüre auszumachen, und dabei bieb meistens einer tot.

Was meinen Vater seligen besonders glauben machte, daß es dem langen Wapper um Seelen zu thun war, das war der folgende Vorfall. Ein Mann, dessen Frau in Kindesnöten lag, ging noch spät aus, um eine Hebamme zu holen. Aber er stieß auf dem Wege auf so viel Hindernisse, daß es nicht zu sagen ist. Inzwischen lag das arme Weib in ihren Schmerzen allein, und sicherlich wäre das Kind ohne Taufe gestorben, hätte der Mann — und das mein leiblicher Oheim — nicht zeitlich genug noch sich durch Gebet geholfen.

Die beste Hilfe aber verlieh einem von dem langen Wapper Geängstigten ein Liebfrauenbild, denn da konnte er nie vorbei. Man hat auch

seit der Zeit begonnen, solche Bilder an allen Straßenecken aufzustellen, und das ist eine Hauptursache, warum er Antwerpen verlassen hat; denn jetzt spukt er am Ufer der See herum.

Wir haben schon berichtet, daß man nicht wagen durfte, übel von ihm zu sprechen, oder auch nur die leisesten Vermutungen über ihn zu äußern, denn man konnte ja nicht wissen, ob man nicht mit ihm selber sprach. Auch ging es denen meistens nicht gut, die sich etwas über ihn hatten verlauten lassen, denn wenn sie alsdann abends ausgingen, dann konnten sie sicher sein, irgendwo unter seinen Beinen hin passiren zu müssen, und dieser Gang kostete ihnen gewöhnlich das Leben.

Oft ließ er, wenn er mit den Jungen spielte, dieselben recht viel gewinnen und besonders, wenn es um Klicker ging; wenn die armen Jungen aber nach Haus kamen und freudig ihren Gewinn zeigen wollten, dann waren die Klicker zu stinkendem Pferdekot geworden.

Einmal spielte er an der Kirche der Predigerherren mit den Jungen Diebchen, und das Los fiel auf ihn, daß er den Henker machen mußte. Er fügte sich dem auch gern; als es aber auf das Hängen ankam, da erhing er den, welcher den Dieb spielte, wirklich, so daß der arme Junge starb, und dann sprang er mit einem Satze weg und ließ die andern bei dem toten Leichname und lachte sie noch dazu aus.

Ein paar Tage nach diesem argen Streiche nahm ein Küfer an Sankt Pietersvliet einen Ge-

sellen in Dienst und der war im Anfange gar behend und kam seiner Arbeit fleißig nach. Einige Zeit nachher befahl der Meister ihm, eine Handvoll Hobelspäne in ein Faß zu legen und dieselben anzuzünden, wie die Küfer zu thun pflegen. Ehe der Meister es sich aber versah, hatte der Geselle das Feuer in einer Ecke des Hauses angezündet und die Reifen alle in Stücke geschlagen. Als der Küfer das sah, wurde er wütend und meinte den Gesellen derb abzuprügeln; der aber flüchtete, gefolgt von dem zornigen Meister, und sprang endlich unter dem gewöhnlichen Hohngelächter ins Wasser. Da erkannte der Küfer nun wohl, mit wem er zu thun gehabt hatte, und eilte alsbald nach Hause, wo er alles in Flammen sah und erst nach langer Arbeit mit seinen Nachbarn des Feuers Meister wurde.

Kurz nachher verdingte er sich bei einem Brauer. Als er bei dem Manne schon einen ganzen Tag fleißig und arbeitsam gewesen, sollte er am Abend eine volle Tonne Bier wegrollen; er richtete das aber so ein, daß einer der andern Gesellen darunter kam, und diesem wälzte er nun die Tonne über den Leib, so daß der arme Mensch tot davon blieb. Ein ganzer Haufen Leute verfolgte ihn, er sprang aber bald in die Brouwersvliet und verschwand; einige andere, die ihn nicht erkannt hatten, sprangen ihm nach, um ihn zu fassen, aber sie ertranken jämmerlich.

So kam er ein ander Mal bei hellem Tage und bot Muscheln feil. Vier Frauen, welche mit

ihrer Arbeit vor einem Hause auf der Straße saßen, riefen ihn an, um von ihm zu kaufen. Er brach eine Muschel auf und bot sie den Frauen; als diese sie aber öffneten, war sie voll Kot. Der lange Wapper entschuldigte sich höflich und brach eine andere auf, und die war denn auch wirklich sehr gut. Wie aber eine der Frauen sie in den Mund steckte, fühlte sie plötzlich etwas Kriechendes im Munde, sie spie aus, und es war eine dicke, schwarze Spinne. Nun fielen die Frauen über ihn her, um ihn zu prügeln. Er wehrte sich, schlug zwei von ihnen tot und war verschwunden.

Gleicherweise machte er es mit drei Jungen. Die saßen zusammen in der Ritterstraße und wollten Karten spielen, aber es fehlte ihnen ein vierter. Der lange Wapper kommt, bietet sich an, mit zu spielen, und das Spiel beginnt. Nach einer Weile aber entspann sich Zank unter ihnen und vom Zanken kam es bald zum Schlagen, wobei der lange Wapper ihnen, einem nach dem andern, den Hals herumdrehte und alsdann weg war, ohne daß ein Mensch wußte, wo er geblieben. Oft, wenn er sich unter Kartenspieler mischte, was häufig geschah, ließ er sich auch von seinen Gefährten verfolgen und lockte sie ins Wasser, wo er sie ermordete. So kam er einmal in die Herberge zum Horn und machte dort einen solchen Spektakel, daß die Nachtwächter ihn packen wollten. Er entlief ihnen aber und sprang endlich ins Wasser. Die, welche ihn zu fangen gedachten

und ihm nachsprangen, mußten es mit dem Leben büßen.

Auch als kleines Kind erschien er mitunter. So fanden einige Leute einmal in der Bettenstraße ein eben geborenes Kind, welches mitten auf dem Wege auf einem Kothaufen lag. Sie beeilten sich, das arme Wichtchen ins Haus zu nehmen, erwärmten es und fütterten es mit Kinderbrei und sorgten so auf jede Weise für dasselbe zehn Tage lang. Da wurde das Kind plötzlich groß, lief aus dem Hause und lachte die guten Leute noch dabei aus. Dasselbe geschah einer Wäscherin, die beim Rückgange aus der Kirche auch ein Kind unterwegs fand und mit sich nahm und fütterte; als das Kind wohl warm und satt schien, sprach es laut lachend: „Danke schön, Mütterchen; ich war sehr hungrig und kalt;“ und mit den Worten verschwand es durch den Kamin. Auch drei Jungen widerfuhr etwas Ähnliches. Diese waren ausgegangen, um Weiden zu schneiden, und fanden auf der Kasteelplein ein Kind am Wege liegen. Sie überlegten, was sie damit anfangen sollten, und kamen endlich darin überein, daß einer es mitnehmen und seiner Mutter geben solle. Der nahm das Kind auf die Arme und die andern folgten ihm hauswärts. Er war aber noch nicht weit weg, da begann er schon über Müdigkeit zu klagen und bat den zweiten, das Kind zu nehmen. Dem wog das Kind aber so schwer auf den Armen, daß er damit zur Erde fiel, und die Jungen beschlossen, es zu zweien zu tragen.

Das dauerte wieder eine Weile, da wurde es den zweien zu schwer und der dritte mußte auch mit helfen und that das auch, nach gewohnter Weise dabei fluchend. So kamen sie abermals ein paar Schritte weiter; da konnten sie auch zu dreien nicht mehr mit dem Kinde fort, legten es in das Gras und setzten sich daneben. Da begann das Kind plötzlich zu wachsen und wurde immer größer, und sie erkannten, daß es der lange Wapper gewesen war.

Größern Schrecken noch jagte er einem armen Manne ein. Der war so blutarm, daß er nicht einmal ein Hälmchen Stroh hatte, worauf seine Kinder hätten schlafen mögen. Eines Abends, als er von der Arbeit nach Hause kam, fand er auf der Straße einen großen Strohbusch liegen, den er froh aufnahm und mit sich nach Hause trug; „denn", sprach er, „nun können meine armen Kinder doch einmal weich sich betten." Kaum aber hatte er das Stroh in seinem Kämmerchen auf die Erde geworfen, als es sich regte und aufrichtete. Die Frau lief schnell nach dem Weihkesselchen und bespritzte es mit Weihwasser, und zur selben Sekunde flog es am Kamine heraus.

Noch zehnmal schlimmer ging es einer reichen Frau in Antwerpen. Diese führte ein gar ungebundenes Leben und hatte vier Liebhaber, welche alle sie des Abends besuchen kamen, aber jeder zu einer andern Stunde so daß keiner von den andern wußte. Der lange Wapper nahm eines

Abends die Gestalt der Frau an. Um zehn Uhr kam der erste der Freier und der lange Wapper fragte ihn: „Was willst Du?“ — „Ich will Euch zur Ehe“, sprach der Gesell. „Du sollst mich haben“, antwortete Wapper, „wenn Du jetzt zur Stelle auf unserer lieben Frauen Kirchhof gehest und Dich dort während zwei Stunden auf den Balken des großen Kreuzes setzest.“ — „Gut“, sprach der Freier, „das soll geschehen“, und er ging und that also.

Um halb elf kam der zweite. „Was willst Du?“ frug der lange Wapper. „Ich will Euch heiraten“, entgegnete der Freier. „Du sollst mich haben“, sprach Wapper, „wenn Du zuvor auf unserer lieben Frauen Kirchhof gehen, dort eine Totenlade nehmen, die zum Fuße des großen Kreuzes tragen und Dich bis nach Mitternacht darein legen willst.“ — „Gut“, antwortete der Freier, „das will ich schon thun“, und er ging und that es.

Gegen elf Uhr kam der dritte, und dem trug der Wapper auf, zu der Totenlade am Fuße des Kreuzes auf unserer lieben Frauen Kirchhof zu gehen, dreimal auf die Lade zu klopfen und als- dann dort zu warten bis Mitternacht.

Um halb zwölf endlich kam auch der vierte und Wapper frug auch diesen, was er wolle. „Ei, Euch heiraten“, sprach der Freier. „Das sollst Du“, antwortete dann der Wapper, „wenn Du die eiserne Kette in der Küche nehmen und die hinter Dir schleppend, dreimal um das Kreuz

auf unserer lieben Frauen Kirchhof laufen willst." — „Gut", sprach der Gesell, „das will ich thun."
Der erste hatte sich auf das Kreuz gesetzt, war aber tot vor Schrecken zur Erde gefallen, als der zweite sich zu seinen Füßen in die Totenlade legte. Der zweite war vor Schrecken gestorben, als der dritte mit der Faust dreimal auf die Lade schlug. Der dritte stürzte tot hin, als der vierte mit den Ketten rumorte, und der vierte wußte nicht, was er denken sollte, als er drei seiner Kameraden starr und kalt an dem Kreuze fand. Schnell lief er von dem Kirchhofe weg und zu der Frau, um der alles zu erzählen und sie bei ihrem Worte zu halten. Jedoch die wußte von nichts; als man ihr aber am andern Tage den jämmerlichen Tod von dreien ihrer Liebhaber meldete, brachte sie sich selber ums Leben.

Die verlorene Kette.

„Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen."

Ein Bürgermädchen von Antwerpen hatte von seiner Mutter eine goldene Kette geschenkt bekommen. Es war just Sonntag, als sie dieselbe erhielt, und sie trug den neuen Schmuck den ganzen Tag und abends legte sie ihn sorglich in Baumwolle gewickelt in ihre Kommode. Am andern Morgen hätte sie gerne noch ein bißchen

ihre Augen daran geweidet; als sie jedoch die Kommode öffnete, war die Kette verschwunden. Da ging das Mädchen zur Wahrsagerin, um zu erfahren, wer die Kette habe, und die Wahrsagerin sprach: „Die Kette ist schon in der dritten Hand, aber ihr bekommt sie wieder, wenn ihr euch klug anlegt.“ Und mit den Worten holte sie ein Kreuz und eine Kerze und einen Leuchter, und ein Briefchen Nadeln. Das Kreuz stellte sie vor sich, aber so, daß der Heiland ihr den Rücken kehrte; die Kerze setzte sie auf den Leuchter, und diesen vor den Rücken des Kreuzes, und dann steckte sie alle Nadeln in die Kerze. „Es ist ein greulich Stück, das hier“, sprach sie dann zu dem Mädchen, denn jede dieser Nadeln verwundet den Dieb.“ — „Das thut nichts“, sprach das Mädchen, „wenn ich nur meine Kette wieder habe.“ — „Die bekommt Ihr“, versicherte die Wahrsagerin „geht nur ruhig nach Hause.“

Am Abende des Tages saß das Mädchen mit seiner Mutter am Herde und sie sprachen eben über die Kette, als der älteste Sohn des Hauses plötzlich atemlos und bleich in die Stube stürzte. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur: „Der Hund, der Hund mit den glühenden Augen, er ist oben, o der Hund!“ — „Was soll denn das sein“, sprach die Frau und öffnete die Thüre, und im selben Augenblicke schoß ein gewaltiger Hund die Treppe hinunter, an ihr vorbei und zur Thüre hinaus. „Gott behüt uns, der Teufel!“ schrie die Frau; aber

das Mädchen jauchzte: „Hei, er hat mir die Kette wiedergebracht! Kommt und laßt uns schnell suchen!“ Alle bekreuzten sich und gingen hinauf und suchten und sie fanden nichts; alle Koffer, alle Schränke, die Betten selbst wurden durchgewühlt, die Kette war und blieb weg. „Halt“, sprach endlich die Mutter, „auf dem Boden stehen die Äpfelsäcke, die wir gestern aus dem Garten heraufgetragen haben. Da könnte sie drin sein. — „Ihr seid sicher närrisch“, lachte das Mädchen, aber die Mutter antwortete: „Man kann nicht wissen. Durch das Suchen ist nichts verloren.“ Und die Frau hatte recht, am Boden eines der Äpfelsäcke lag die Kette in einem Papierchen zusammengedreht.

Der kühne Soldat.

„Ich bin ein lock'rer Zeisig!
Doch macht Euch nur nicht mäusig,
Mich schirmt ein guter Sabel
Dazu mein starker Schnabel.“

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein Haus auf dem Kleinmarkte, das hatte vier Stockwerke und war so schön wie ein Königshaus, und da wollte keiner drin wohnen, denn es spukte allda. Mit dem Schlage von zwölf kam immer ein Geist, der Trepp auf, Trepp ab lief, und wenn es eins schlug, dann stellte er sich hinter die Thüre, die nach der Straße zuging, und begann so jämmerlich zu heulen, daß ein jeder

Mitleid mit ihm hatte. Es war aber kein Mensch, der Mut genug hatte, in das Haus zu gehen, und so blieb es leer, obgleich der Geist jede Nacht rief: „Erlöst meine Seele! Erlöst meine Seele!"

Als das nun lange Zeit gedauert hatte, da kam einmal ein alter Soldat, und der kam aus dem Kriege, und als er von dem Hause hörte, sprach er, er wollte eine Nacht in dem Hause schlafen, wenn sie ihm hundert Gulden im voraus gäben. Der Hauswirt verwunderte sich darob, aber da sagte der Soldat, er wäre vor keinem Teufel und keinem Spuke bange, denn was Gott bewahre, das wäre wohl bewahrt. Darauf sprach der Wirt: „Gebt mir die Hand darauf, daß Ihr das thun wollt, und sagt mir, was ich Euch geben muß. — „Hört", sagte der Soldat, „gebt mir für den Anfang ein Maß Holz in Stücke geschnitten, ein Dutzend Flaschen Wein, eine Flasche Branntwein und einen Topf voll Kuchenteig nebst einer guten Pfanne, darin ich mir meine Kuchen backen kann." — „Das sollt ihr haben", antwortete der Wirt, und als der Soldat alles hatte, da ging er mit anbrechender Nacht damit in das Haus.

Als er nun Feuer geschlagen hatte, trug er alles in eine Kammer auf dem ersten Stock, in der noch ein Tisch und zwei Stühle standen, und da machte er ein großes Feuer am Herde und setzte seinen Teig daneben, damit derselbe ein bißchen anginge. Er rückte inzwischen einen Stuhl

an den Tisch und biß den Flaschen, einer nach der andern den Kopf ab, wodurch er auf die Dauer nicht ganz nüchtern mehr blieb; doch wußte er sehr gut, was er sagte und that. Bei dem Durste blieb es inzwischen nicht, der Hunger stellte sich gleichfalls ein, und er nahm somit die Pfanne, setzte die übers Feuer und that einen tüchtigen Löffel Teig hinein. Der Kuchen versprach ganz gut zu werden, er roch köstlich, war schon an einer Seite ganz braun, und der Soldat wollte ihn eben umdrehen, um ihn auch auf der andern Seite zu backen, da fiel plötzlich etwas aus dem Schornsteine und in die Pfanne und der Kuchen in die Asche.

Der Soldat wurde arg böse, aber er fand sich endlich in sein Schicksal und füllte die Pfanne aufs neue. Während der Kuchen nun wieder briet, besah er das Ding, was aus dem Kamin gefallen war, und — es war ein Armknochen von einem Menschen. Der brave Krieger begann laut zu lachen, als er das sah, und rief: „Aha, ihr wollt mir bange machen, aber das geht nicht mit euren Pferdsknochen.“ Und er faßte die Pfanne um den Kuchen zu nehmen, denn er wollte ihn lieber halb gar essen, als noch einmal den Ärger haben; doch in demselben Augenblicke prasselte es im Kamine und eine ganze Menge von Knochen fielen nieder in die Pfanne und der Kuchen in die Asche.

„Nein, tausend Sackerlot,“ sprach da der Soldat, das ist doch nicht schön; sie sollten mich

doch ruhig essen lassen, denn ich habe Hunger. Mir einen ganzen Rückgrat von einem Füllen in meinen Kuchen zu schmeißen!" Er irrte sich aber sehr, denn es war das Rückgrat eines Menschen. Höchlich erzürnt faßte er alsdann die sämtlichen Knochen und schmiß sie dermaßen gegen die Mauer, daß sie in Stücke gingen. Mißmutig setzte er sich wieder zur Pfanne und versuchte mehre male seinen Kuchen zu backen, aber immer fiel ein oder der andere Knochen hinein, und den Beschluß davon machte ein Totenkopf, den der Soldat so weit warf, wie er nur fliegen konnte.

„Nun wird der Spaß wohl am Ende sein", sprach er dann und fing von neuem an zu backen, und diesmal ging es auch gut, und er hatte schon eine gute Schüssel Kuchen auf dem Tische und saß schon und aß fleißig, als mit einem male die Uhr schlug. Er zählte, es war zwölf. Zur selben Zeit blickte er auf und in der Ecke ihm gegenüber hatten sich die Knochen vereint und standen nun als ein häßlich Gerippe da, welches ein weißes Leintuch um den Rücken trug. Der Soldat rieb sich die Augen, denn er meinte, er hätte geträumt; aber als er nun sah, daß es ein wirklich Gerippe war, da sprach er lustig: „Ha, Herr Tod! wie geht es? Ihr seid grimmig mager. Aber kommt und eßt und trinkt mit mir, wenn euch nicht Kuchen und Wein durch den Leib fallen." Das Gerippe antwortete nichts darauf, sondern winkte ihm nur mit dem Finger.

„So sprecht doch einmal", lachte der Soldat, „wenn Ihr von Gott seid; seid Ihr aber vom Teufel, dann packt Euch fort." Das Gerippe winkte stets mit dem Finger und sprach nichts, und der Soldat war des sehr müde und aß ruhig fort und gab keine Acht mehr auf das, was es that. Inzwischen schlug es halb eins, und das Gerippe schritt aus der Ecke heraus und nahte dem Tische. „Ach", rief da der Krieger, „sprecht was Ihr wollt, aber bleibt mir vom Leibe, sonst werden wir böse Freunde." Das Gerippe streckte seine Hand aus und rührte an des Soldaten Hand, und brannte ein ganzes Loch hinein. „Was Teufel", rief er da, „was ist das?" und nahm eine leer Flasche und schlug nach dem Gerippe; aber er schlug in leere Luft. Nun wurde er erst recht böse und wollte den Geist packen, aber er tastete wieder in leere Luft, und das Gerippe winkte stets fort und wies nach der Thüre.

Das war der Soldat müde, nahm das Licht vom Tische und sagte: „Ei nun, ich geh mit; geht nur vor."

Das Gerippe ging vor bis zur Treppe und wies dem Soldaten, er solle hinunter gehen; doch der war so klug, es nicht zu thun, und sprach: „Geht nur vor, immer vor, ihr sollt mir den Hals nicht brechen." So kamen sie unten in einen Gang, und da lag ein schwerer Stein auf der Erde mit einem eisernen Ringe daran. Das Gerippe zeigte ihm, er müsse den

Stein aufheben; aber der Soldat lachte und sprach: „Wollt Ihr den Stein wegheben, dann hebt ihn selber weg.“ Das that der Geist, und da sah der Kriegsmann, daß ein großes Loch darunter war, und darin standen drei Töpfe von Eisen.

„Seht Ihr das Geld?“ frug das Gerippe.

„Aha, Landsmann, Ihr sprecht Vlaemsch“, rief der Soldat erfreut, „das ist brav. Ja, ich sehe so etwas, das wie ein Zehnguldenstück aussieht.“

Nun holte der Geist die drei Köpfe hervor und sprach weiter: „Das ist Geld, welches ich verbarg, ehe ich starb.“ — „So“, frug der Soldat, „Ihr seid also tot? Hm, hm.“ Der Geist fuhr aber fort, ohne darauf zu hören: „Ich mußte so lange in der Hölle brennen, bis das Geld gefunden war. Ihr habt mich aus der Hölle erlöst.“ — „Schöner Junge seid Ihr“, sprach der Soldat, „zum Danke dafür verbrennt Ihr mir die Hand.“ — „Jetzt brenne ich nicht mehr“, lächelte der Geist, „fühlt nur meine Hand, sie ist ganz kalt.“ Der Soldat zog schnell seine Hände zu sich und rief: „Schön Dank, keine Umstände; ich kenn' Euch Vogel.“ — „Nun denn in Gottes Namen“, sprach da das Gerippe, „ich ersuche Euch nun, von den drei Töpfen einen an die Armen zu geben, den andern schenkt ihr an die Kirche, damit man dort Messen für meine Seele lese, und“ — „Das ist mir eine schlechte Rechnung“, schrie der Soldat, „ich

bin nicht Euer Knecht. Was wolltet Ihr noch sagen?"

„Der dritte Topf ist für Euch", flüsterte der Geist.

Und vor Freude sprang der Soldat hoch in die Luft und purzelte und fiel in das Loch und sein Licht mit, und er saß im Dunkeln. „He, Geistchen", rief er, helft mir doch hier heraus!" aber der Geist war verschwunden und er mußte sich selber heraushelfen. Und als er wieder auf dem Boden stand, da suchte er seine Kerze und die Treppe, und ging herauf und legte sich schlafen.

Am andern Tage that er, wie der Geist ihm befohlen hatte, und gab einen Topf den Armen und den andern der Kirche und er fand in dem dritten so viel, daß er ein steinreicher Mann wurde und alle Tage in einer Kutsche fuhr, und alle Tage in die Schenke ging.

Der Violinbogen.

„Jede Schuld rächt sich schon auf Erden."

Ein alter Geiger kam ines Abends in der Gegend von Hesdin bei furchtbarem Sturm und Wetter noch seines Weges dahergeschritten. Er mußte durch den Wald, verfehlte aber den Weg in der Dunkelheit und irrte lange herum, ohne

sich zurechtfinden zu können. Darob ärgerlich, stieß er heftig mit seinem Stocke an die Erde und fluchte, einen so gotteslästerlichen Fluch, wie in seinem ganzen Leben ihm keiner über die Lippen gekommen war. Zu gleicher Zeit erblickte er in in der Ferne ein helles Licht, faßte neuen Mut und ging mit hastigen Schritten durch Dick und Dünn darauf los. Als er ganz nahe dabei war, sah er, daß das Licht aus den Fenstern eines gar prächtigen Schlosses kam, welches er vorher nie gekannt und von dem er in seinem ganzen Leben kein Sterbenswörtchen gehört. Froh, doch endlich einmal unter Dach zu kommen, trat er in das Thor, durcheilte den Vorhof und stand bald vor der offenen Thüre eines glänzend erleuchteten Saales, in welchem eine Menge von Männern und Frauen sich befand. Die einen saßen an langen Tafeln um köstliche Mahle gereiht, die andern spielten an kleinern Tischen, der größte Teil aber drehte sich unter wildem Gejauchze im lustigen Tanze. Nachdem der Alte einige Zeit das Ganze sich angesehen, trat er zu dem, welcher ihm der Herr des Schlosses schien, und bat denselben, ihm zu erlauben, daß er die Nacht in einem Winkel der Burg zubringen dürfe. Ein huldvolles Lächeln und ein freundliches Nicken war die ganze Antwort; alsbald 'kam ein reichgekleideter Diener, der dem Künstler die Violine abnahm und sie an einem Goldnagel aufhing. Nun konnte der Alte sich gar nach Herzenslust ergehen in dem Saale; der erste Gang aber war

zur Bühne, wo die Musiker saßen. Neben derselben fand er zu seiner großen Freude eine Viola, so schön, wie er noch keine gesehen, und darum gedachte er, sogleich auch einmal den Ton derselben zu versuchen. Indem er aber seine Augen an der Bühne herumgehen ließ, um die Treppe zu suchen, welche auf dieselbe führe, — denn er hielt sich für fähig genug, es mit dem besten von den Musikanten aufzunehmen, — erblickte er mit einem Male ein bekanntes Gesicht auf derselben. Es war das seines Lehrmeisters in seiner Kunst, der schon dreißig Jahre im Grabe lag. — „Heilige Mutter Gottes, was ist das!" schrie da der Alte bestürzt aus. Im selben Augenblicke verschwand die ganze Gesellschaft mit den Dienern und den Tafeln und den Musikern und dem Schlosse.

Am andern Morgen fanden Leute aus Auffin den alten Violinisten ohne Besinnung am Fuße des Galgens liegen; er hielt einen weißen Violinbogen in der Hand; seine Geige und sein gewohnter Bogen hingen aber an der großen Zehe eines Gehenkten, um dessen Schultern des Künstlers Mantel vorsichtig gewickelt war.

Aufgeweckt aus seiner Ohnmacht, eilte der Alte mit schnellen Schritten nach Hause. Als er aber dort den weißen Violinenbogen näher beschaute, erkannte er, daß das ein Totenknochen war, und darauf stand mit Silber eingelegt, der Name eines Mannes aus Hesdin, der in der Gemeinde in übelm Rufe stand.

Als der Künstler mit dem Bogen zu diesem in die Kammer trat, erbleichte der arge Mensch und bot dem Alten einen Beutel der nimmer leer wurde, und immer sechs Pfund parisis enthielt, wenn er nichts sagen würde. Der Alte versprach das gerne, nahm die Börse und wurde so in kurzem ein reicher Mann.

Nun hatte der Alte aber vier junge Neffen, und das waren böse Buben, und die verschworen sich zusammen, ihren Oheim zu töten. Als dieser das nächste mal auf seinem Maulesel, gefolgt von dem die Violine tragenden Diener, durch den Wald ritt, da sausten auf einem Kreuzwege plötzlich vier Pfeile auf ihn zu und er sank tötlich getroffen zu Boden. Der Diener entfloh.

Ehe aber noch die vier Bösewichte dem Leichnam nahen konnten, trat ein langer, schwarzer Kerl auf denselben zu, griff in eine Hosentasche des unglücklichen Künstlers, zog eine kleine Börse daraus und verschwand mit derselben unter dem von gräßlichem Gelächter begleiteten Rufe: „So nutzen meine Gaben, haha!“

Erschüttert von der Scene, standen die Mörder noch da, als der Konstabler von Hesdin mit seinen Leuten heranzog, sie festnahm und auf Befehl des Provosten an die Bäume hing, hinter welchen sie sich versteckt hatten.

Von der Zeit an hieß die Stelle: der Kreuzweg der vier Brüder, und diesen Namen trägt sie noch heutzutage.

Die Hochzeit zu Carron-Saint-Martin.

„Zuvor gethan, hernach bedacht
Hat manchen in groß' Leid gebracht."

Der Bräutigam war der reichste Mann, die Braut das schönste Mädchen im ganzen Orte; die Hochzeit war glänzend und alles ging lustig zu bis zur Stunde, wo man tanzen wollte. Da wurde nämlich dem jungen Ehemanne plötzlich gemeldet, daß ein Fremder an der Thüre um Einlaß bitte; und ehe er noch antworten konnte, trat der sonderbare Gast schon in den Saal. Kaum hatte der Bräutigam ihn erblickt, als seine Wangen sich bleichten; auch erwiderte er den Gruß des Fremden nur kalt. Dieser inzwischen kümmerte sich wenig darum, setzte sich zu Tische, leerte die größte Bierkanne in einem Zuge und aß den größten Schinken bis auf die Knochen rein auf, so daß alle Gäste ein kalter Schauder durchrieselte, denn sie konnten sich nicht denken, wie ein Mensch in der Welt dermaßen zu essen und zu trinken vermöge.

Als er die Schüsseln der Tafel meist geleert, fragte er heiter den Bräutigam, der weiß wie eine Leiche an einem Stuhle sich hielt: „Aber das nenn ich mir eine Hochzeit, wo nicht einmal eine Violine drauf ist." Da nahm einer der andern das Wort und sagte, daß der Spielmann nicht habe kommen können, wegen des schlechten Wetters. „Oho, wenn das alles ist," entgegnete der Fremde, „da will ich schon helfen, ich habe

meine Violine an der Thüre stehn." Und als er das gesprochen, ging er hinaus und kam gleich darauf mit seinem Instrument wieder, stellte einen Stuhl auf einen der Tische, setzte sich darauf und begann die lustigsten Weisen von der Welt zu spielen.

Alle ordneten sich zum Tanze, der Bräutigam ausgenommen, der in einer Ecke in Gedanken verloren stand. Kaum bemerkte der Fremde dies, als er von dem Tische herabsprang und auf ihn zueilte. „Wie, Hans, heute ist der schönste Tag Deines Lebens, und Du stehest da, als könntest Du keine drei zählen?" sprach er zu ihm. Aber der Bräutigam blieb in Träumen versunken. Da legte der Fremde ihm, wie vertraulich, die Hand auf der Schulter, und mit einem Male durchzuckte es den eben Vermählten wie mit Stacheln der Hölle, er riß sich empor in der wildesten Freude, tanzte, sprang, schrie und tobte, und lachte so gräßlich, daß man ihn eher für einen Wahnsinnigen hätte halten mögen, als für einen Menschen, der in kurzer Zeit der Erfüllung lang und und heiß gehegter Wünsche entgegensieht. Die übrigen Gäste waren von ähnlichem trunkenen Schwindel ergriffen, und also trieben alle es fort in seltsamer Lust, bis die Stundenuhr Mitternacht kündete. Da steckte der Fremde die Violine in die Tasche, stieg von seinem Tische nieder, trat zum Bräutigam und sprach ruhig kalt: „Jetzt ist's Zeit, nicht wahr?"

„Eine Nacht, nur eine Nacht noch!" bat derselbe.

„Nein!“ war die Antwort.

„Dann laß mir noch eine Stunde wenigstens.“

„Nein! — Doch ich habe Mitleid mit Dir,“ fuhr der Fremde dann fort, nachdem er sich einen Augenblick an des Armen Verzweiflung geweidet hatte, „will Deine Frau dies unterschreiben, so schenk ich Dir noch acht Tage.“

Der Bräutigam entriß den Händen des Unbekannten ein unbekanntes, ein rotes Pergamentblatt mit goldenen Buchstaben, heftete einen langen Blick darauf, schmiß es aber wieder mit Abscheu zur Erde.

„Dann muß ich Abschied von der Gesellschaft nehmen“, sprach da der Fremde, und Du wirst mich wohl einen Schritt begleiten, nicht?“

Mit diesen Worten grüßte der kleine Mann alle Anwesenden gar freundlich, schlang vertraulich seinen Arm um den Hals des Bräutigams und verließ mit diesem das Zimmer, nachdem er noch zuvor der Braut zugeflüstert:

„Adieu, Kind; seid nicht böse über mich, daß ich Euch den Mann fortführe, ihr sollt ihn bald wiedersehen.“

Wohl sah die Arme den Bräutigam wieder, aber erst am andern Tage, und als eine schwarzverbrannte Leiche. Als man dieselbe in die Kirche brachte, erloschen alle geweihte Kerzen, und das Grab, in welches man die Totenlade einsenkte, war am andern Morgen leer.

Die Frau mit den kalten Küssen.

„Selig sind, die reines Herzens
sind;
Denn sie werden Gott schauen."

Auf der Stelle der Abtei von Vaucelles stand ehemals ein prächtiges Schloß, und das gehörte dem Herrn Hugo von Oisy, der ein mächtiger Ritter und Vicegraf von Cameryk war. Dieser hatte einen Knappen bei sich, welcher ein abscheulicher Mensch war, und den man nicht ansehen konnte, ohne daß es einem eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Eines Tages ritt Herr Hugo mit ihm aus, und sie trafen auf ihrem Wege zum Walde, wo sie jagen wollten, ein Mädchen, welches, den Rosenkranz in der Hand, nach Cameryk wallfahrtete. Herr Hugo wollte das Barett vom Haupte ziehen, als sie an der Beterin vorbeikamen, aber der alte Knappe lachte ihn aus und sprach, er sollte nicht ein so frömmelnder Narr sein, und ritt dann ganz nahe zu dem Mädchen, um sie auf Herrn Hugos Schloß zu locken. Anfangs wollte sie nicht, als aber Hugo auch hinzukam und ihr vorstellte, daß es schon spät am Tage sei, und daß sie am folgenden Morgen desto gemächlicher ihren Pilgergang fortsetzen könne, willigte sie ein und begleitete den Ritter und den Knappen auf das Schloß. Dort aber wußte der alte Sünder bald ein unrein Feuer in seines

Herrn Brust anzufachen und brachte es dahin, daß Herr Hugo das Mädchen in der Nacht schändete, worauf der Knappe sie tötete, damit sie nicht von dieser argen That verraten möchte.

Ein Jahr hernach heiratete Hugo. Die Hochzeit wurde glänzend auf dem Schlosse Vaucelles gefeiert. Als aber Hugo dem Bette nahen wollte, in welchem seine Braut schon schlief, fühlte er sich plötzlich von eiskalten Armen umschlossen und einen eiskalten Kuß auf seine Lippen gedrückt. Dabei vernahm er die Worte: „Du bist mir angetraut, denn Du hast mich meinem Bräutigam Jesus geraubt; ich bin Deine Frau."

Am andern Tage reiste Hugo entsetzt mit seiner Gemahlin von Vaucelles ab und nach Crevecoeur; aber die gemordete Jungfrau folgte ihm auch dahin, und keinen Handdruck, keinen Kuß, keinen Blick selbst vermochte er seiner Frau zu schenken, denn alsbald stand die weiße Gestalt der Jungfrau zwischen ihnen.

Zu dieser Zeit kam der heilige Bernard nach Cameryk und hörte daselbst von der Frau mit den kalten Küssen. Darob beschloß der fromme Abt, dem unglücklichen Gatten zu helfen und den Geist zu bannen, und begab sich des andern Morgens nach Crevecoeur. Als er die ganze Geschichte vernommen hatte, riet er Herrn Hugo und dessen Gemahlin die Eitelkeiten der Welt zu verlassen und in ein Kloster zu gehen, indem dies das einzige Heilmittel für ihre Seele sei. Der alte Knappe aber, welcher gerade zu-

gegen war, spottete dieses Rates und beschimpfte den heiligen Mann auf jede Weise. Sankt Bernard jedoch erkannte bald, wer unter dem Panzer und dem Dienerkleide stecke, und hob die Hand und sprach: „Dir gebiete ich Satan, daß Du hingehest, woher Du gekommen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“ — Zu gleicher Zeit krachte ein Blitz durch das Fenster und der Knappe verschwand unter gräulichem Gestank.

Dadurch erschüttert, übergab Hugo sein Schloß Vaucelles dem heiligen Bernard, um daraus ein Kloster zu machen, und dieser führte bald, nachdem die nötigen Bauten vollendet, zwölf Mönche dahin. Während der Bauten aber entdeckte er eine Quelle daselbst, an welcher sich die Werkleute stets wunderbar labten; auch gab er den Arbeitern einen eisernen Karren, der die größten Lasten trug und sich von selbst fortschob, wohin man ihn haben wollte.

Herr Hugo und seine Frau wollten sich nun in ein ander Kloster zurückziehen, um dort in der Einsamkeit ihr Leben zu beschließen, aber das war Gottes Wille nicht. Dem heiligen Bernard erschien ein Engel im Traume, und der befahl ihm, die beiden Gatten nicht zu trennen, und also lebten sie noch lange zusammen in der Furcht des Herrn.

Die Frau mit den kalten Küssen verschwand von dem Augenblicke an, wo der erste Abt in Vaucelles seinen Einzug hielt. Seitdem quält

sie aber alle in der ganzen Umgebung, die mit unreinen Gedanken umgehen, und sie hat manchen Sünder wieder auf den Weg des Guten gebracht.

Der Totengräber.

„Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu' es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist der Preis."

Es war am Allerheiligentag, und der Totengräber war krank und hatte das Fieber, und sein Gevatter kam ihn besuchen. Da sprach der Totengräber: „Ist es nicht ein Unglück, daß ich krank bin, ich muß heut noch ein Grab machen gehen, und das in dem Schnee und in der Kälte." — „Hoho, das will ich schon für Euch machen", sagte der Gevatter, „das ist ein kleiner Dienst", und der Totengräber nahm das gern an.

Nachdem der Gevatter sich mit Schaufel und Hacke versehen und sich in der Schenke noch ein bißchen eingeheizt hatte, ging er um zehn Uhr abends auf den Kirchhof und war um halb zwölf mit seinem Grabe fertig. Eben wollte er wieder nach Hause gehen, da kam eine lange Prozession von weißen Mönchen, die alle eine Kerze in der Hand hatten, und die machten die Runde auf dem Kirchhofe, und als sie an dem Gevatter vorbei kamen, ließen sie ihre Kerzen alle vor ihm niederfallen und der letzte warf ihm gar eine große Kugel mit zwei Dochten hin.

Der Gevatter dachte: „Holla, von den Mönchen hat mir der Totengräber nichts gesagt; das Wachs soll für meine Mühe sein und wills verkaufen nach einem Monat oder zweien, und löse draus ein artig Sümmlein, davon ich meinem Weib nichts zu geben brauche. Und er raffte das Wachs zusammen und thats in ein Tuch und versteckte es zu Hause unterm Bette.

Am andern Tage war Allerseelenfest. Der Gevatter hatte sich früh zu Bette gelegt, aber er konnte nicht schlafen. Als es eben zwölf Uhr schlug, da klopfte einer dreimal an seine Thüre. Der Gevatter sprang flink aus dem Bette und machte auf, und sieh, es waren die weißen Mönche vom vorigen Abend, nur daß sie keine Lichter hatten. Sie drangen je zwei durch die Thür ins Haus und dann in die Kammer, gingen rund in derselben herum und stellten sich rings um das Bett, auf welches der Gevatter vor Schrecken rücklings gefallen war. Plötzlich sanken ihnen da die weißen Mäntel von den Schultern, und der Gevatter sah unter der Decke, die er sich über die Ohren gezogen hatte, daß es alles Totengerippe waren, deren jedem aber etwas fehlte, diesem ein Arm, dem ein Bein, dem der Rücken und dem letzten gar der Kopf. Zu gleicher Zeit regte sichs unter dem Bette; das Tuch kam von selbst heraus und that sich auf in der Mitte der Kammer, und da sah denn der Gevatter, daß die vermeinten Wachskerzen all Knochen und die große Kugel mit den zwei

Dochten ein grinzender Schädel war. Die Gerippe aber schrieen all zusammen, das eine: „Gieb mir mein Knochenbein“, die andern: „Gieb mir mein Knochenarm; gieb mir meinen Rückenknochengrat, gieb mir meinen Rippenknochen!“ und das alles mußte der Gevatter ihnen zurückgeben bis zum letzten Stück, welches der Kopf war, den er dem letzten wieder aufsetzte. Als das aber seinen Kopf wieder hatte, sah es an der Wand eine Violine hängen, und die nahm es und gab sie dem Gevatter, daß er darauf spielte, und stellte sich selbst hinter ihn mit ausgereckten Armen, wie wenns hätte den Takt schlagen wollen. Die andern Gerippe aber nahmen sich alle bei den Händen und tanzten, daß es ein greulich Geklapper gab. Dem armen Gevatter verging fast Hören und Sehen, aber er durfte nicht aufhören zu spielen, sonst gab das Gerippe hinter seinem Rücken ihm Maulschellen, eine nach der andern. Und das hat gedauert bis zum Morgen, da haben die Gerippe all ihre Mäntel wiedergenommen und sind fortgegangen.

Der Gevatter und seine Frau aber haben kein Wort mehr in ihrem Leben gesprochen bis zu ihrer letzten Beichte, wo sie dem Geistlichen alles erzählt, und sind im Spital gestorben.

Des Hirten Uhr.

„Wer durch des Argwohns Lupe
schaut,
Sieht Raupen selbst auf Sauer-
kraut.“

Vor vielen, vielen hundert Jahren hat einmal ein König die Stadt Cameryk in Flandern belagert. Er konnte aber nichts gegen sie ausrichten, denn die Muttergottes mit den lieben Englein fingen alle Steine und Pfeile auf, welche er gegen die Stadt absandte, und warfen sie ihm wieder zurück. Darüber erbitterte der König sehr und fluchte ganz grimmig gegen die Muttergottes, und zwar so sehr, daß diese ihn dafür mit Blindheit strafte.

Da ging er nun in sich und versprach, nachdem er die Belagerung ganz aufgehoben, daß er der Kirche unserer lieben Frauen von der Gnade in Cameryk eine goldene Krone schenken wolle, worin sein Pferd sich gemächlich rund herum drehen könne, wenn er nur sein Gesicht wieder erhielte. Die Muttergottes erhörte ihn auch und gab ihm sein Augenlicht zurück, und er that öffentlich in der Kirche Buße, eine gelbe Kerze in der Hand.

Froh über diese Gnade, versprach der König der Kirche noch ein Geschenk, und das sollte eben so sein, wie das erste kostbar war.

Als er dies Gelübde kaum gethan, da trat aus der Menge ein junger Hirte von Rom hervor und der sprach: „Herr König, das will ich

machen; gebt mir tausend Goldthaler und vierzehn Jahre Zeit, so will ich Euch eine Uhr fertigen, die eins von den sieben Wundern der Welt werden soll; das schwör ich Euch bei dem Heil meiner Seele."

Alsogleich wurden dem Hirten tausend Goldthaler ausgezahlt, und er begann sein Werk und arbeitete Tag und Nacht vierzehn ganzer Jahre, bis die Uhr fertig war. Dann trat er vor den Bischof und sprach zu ihm: „Herr Bischof, jetzt gehe ich wieder in mein Land und zu meiner armen Mutter, die ich in vierzehn Jahren nicht gesehen. Die tausend Goldstücke habe ich in meinem Stock verborgen und wenn mich der liebe Schutzengel behütet, soll die arme Frau dann noch einmal ein recht gut Leben haben."

Der Vogt aber war ein böser Mann, und der dachte, wenn der Hirt fortgeht, dann kann er leicht eine Uhr machen, die noch schöner ist, wie die unsere, und dann kommen nicht so viel Pilger mehr nach Cameryk, wie jetzt kommen werden. Er suchte also den Hirten durch Versprechungen aller Art zurückzuhalten, aber der Hirt wollte von nichts hören und entgegnete immer: „Das alles kann mir meine alte Mutter nicht ersetzen."

Da sagte der Vogt, er wolle ihm die Mutter holen lassen; aber auch das wollte der Hirt nicht, denn er war bang, die alte Frau hätte die Reise nicht ertragen, und wollte durchaus nach Rom.

Nun sann der Vogt einen bösen Anschlag aus und ließ den Hirten durch böse Buben überfallen, als er aus der Stadt wollte; aber der Jüngling wehrte sich tapfer und sie konnten ihm nur seinen Stock nehmen.

„Nun bin ich wieder arm," sprach er da, „aber ich habe noch Augen und Hände und kann mir wohl noch einmal tausend Goldstücke gewinnen."

Als man dem Vogt die Worte hinterbrachte, wurde er wütend, ließ den Hirten greifen und ihm die Augen ausbrennen und die Finger abschneiden.

Da konnte der arme Mensch nun nichts mehr thun, als betteln, und ist in Camerynk gestorben und hat weder Rom noch seine Mutter je wiedergesehen.

Des Teufels Hinrichtung in Gent.

„Nie hätte uns ein Mensch betrogen,
Ein glatt Gesicht uns nie berückt,
Würd' jedem, wie dem Stempelbogen,
Sein Werk gleich auf die Stirn gedrückt."

Es muß doch eine sonderbare Zeit gewesen sein, in der man sich für eine rechtsgiltige Verschreibung an Herrn Satanas auf eine bestimmte Frist Glück, Reichtum, Schönheit, kurz alles, alles verschaffen konnte, dann aber freilich dafür mit Haut und Haar jenem Herrn zu eigen wurde. Bestände diese Einrichtung heutzutage noch, ich

glaube fast, so könnte Satanas immer auf einen guten Vorrat solcher Verschreibungsformulare halten. Ein große Menge will freilich gar nicht mehr an dergleichen Geschichten glauben, und erklärt diese Erzählungen für aus der Luft gegriffen und Erfindung müßiger Köpfe, aber wenn man dann wieder einmal in solch ein altes Buch schaut, wie z. B. in das Historienbuch der altehrwürdigen Stadt Gent in Flandern, und sieht es darin deutlich gedruckt mit schönen, ernsten, gothisch verzierten Lettern, die am Anfang eines jeden Satzes von einem gar stattlichen, brennend roten Buchstaben angeführt werden, wenn man dazwischen nun gar die kräftigen Holzschnitte sieht, welche des Teufels Konterfei sauber darstellen und dann wieder die Zeugnisse der Magistrats- und andrer ehrwürdiger Personen liest, welche die Wahrhaftigkeit des Erzählten mit Leib und Seele verbürgen, da schwankt vielleicht eine zeitlang mancher, der an einer Wahrscheinlichkeit vorher gezweifelt hatte, weil er sich auch vielleicht nicht gern die Zeit der Spitzenkragen, der spanischen Mäntel, der Stoßdegen und der Hackenschuhe so ganz ohne die episodischen Teufeleien recht romantisch vorstellen mag. Heutzutage nimmt freilich jener Glaube immer mehr und mehr ab, und ich werde daher wohl eilen müssen, meine Historie an den Mann zu bringen, ehe der Rest jenes Glaubens ganz erlischt.

In Gent also lebte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein reicher Kaufmann, namens van der Neesen. Wenn auch die spanische Herrschaft

hart genug auf dem armen Lande lag und den Reichen besonders manches schwere Geldopfer kostete, so hätte es doch einer langen, langen Zeit bedurft, um dem Reichtum van der Neesens einen merklichen Abbruch zu thun. Aber was das spanische Regiment nicht vermochte, das schien die Verschwendungssucht und der Leichtsinn des jungen Herrn van der Neesen im vollsten Grade zu versprechen. Der alte Herr hatte sein Weib frühzeitig verloren und aus liebender Schwäche seinem einzigen Sohn so viel freien Willen gelassen, daß dieser bald die Zügel der Leitung dem Vater ganz aus den Händen gewunden hatte. Der Kaufmannsstand, dem sich der junge van der Neesen widmen sollte, konnte ihm durchaus nicht behagen und bald lief er dem Antwerpener Handelsherrn, der seine Ausbildung übernommen hatte, aus dem Hause. Ein dummer Streich folgte dem andern, und alle vergab der schwache Vater, wenn er auch erklecklich dafür zahlen mußte. Endlich starb der Alte, und nachdem kaum die kürzeste Trauerfrist vorüber war, begann auch das verschwenderische Leben des Sohnes, der jetzt Herr seiner selbst und eines bedeutenden Vermögens war. Aber von allen Sprüchwörtern ist das wahrste wohl dies, daß ein jeder Brunnen, auch der tiefste, einen Boden habe. Van der Neesen fand willige Gehülfen an seinem lustigen Werke und nach ein Paar Jahren standen die Truhen leer, die eingezogenen Außenstände waren verpraßt und in den Schuldbüchern kein Konto mehr offen, das noch

Geld hätte einbringen können. Die früher so dienstfertigen Wucherer erklärten dem dringenden Wüstling, daß sie für seinen Namen in den Kreditbüchern kein Plätzchen mehr fänden, kurz, daß sie ihm nichts vorstrecken wollten. Seine Freunde (es war damals just schon so, wie es noch heute ist!) verloren sich vorsichtig unter allerlei Gründen bei der ersten Kunde von der Erbschaft seiner Herrlichkeit, und bald stand van der Neesen arm und allein da. Arbeiten konnte und wollte er nicht, denn nie hatte er des Wortes schwächste Bedeutung nur gekannt, und Darben hieß für ihn Sterben: Er war in Verzweiflung.

Da ging er eines Abends hinaus vor das Thor und war, ohne daß er es wußte, in ein Wäldchen, an die Ufer des Lys gelangt. Er hatte sein Hirn umsonst angespornt; er fand keinen Ausweg aus dem Labyrinth seines Unglücks als — Selbstmord oder das Kloster. Zum ersteren fehlte ihm der Mut und das zweite schien ihm auch nichts anderes als ein Mord des an die üppigsten Lebensgenüsse gewöhnten Körpers. Doch war es ihm unmöglich, arm und als Bettler in demselben Gent zu erscheinen, wo man seiner Prachtliebe und Verschwendungssucht wegen, bisher mit Fingern auf ihn gezeigt hatte. Also leben wollte er, daher blieb ihm nichts, als der Weg zum Kloster. Ein entfernter Anverwandter seiner verstorbenen Mutter war der Prior des Klosters welches im Mondschein dort unfern durch die Bäume schimmerte; nach hartem Kampfe beschloß

er noch in dieser Nacht dorthin zu gehen und Einlaß und Aufnahme zu begehren; aber nicht aus Frömmigkeit, nicht um des Heils seiner Seele wegen, nicht um Buße zu thun, sondern nur um sein Leben zu fristen. Rasch wandte er sich jetzt nach jener Seite, um nicht durch die Bilder seiner glänzenden Vergangenheit noch einmal von seinem Vorsatze zurückgehalten zu werden. Schon erschienen die Umrisse des ehrwürdigen Gebäudes größer, schon konnte er die Pforte deutlich erkennen, die sich bald auf immer hinter ihm schließen sollte, da trat plötzlich ein Mann an seine Seite, dessen Schritte er zwar hinter sich schon lange vernommen, doch nicht beachtet hatte.

„Guten Abend, Herr van der Neesen," redete ihn der Fremde an, „wohin so eilig?"

„Wird Euch wohl wenig kümmern," entgegnete der Begrüßte mürrisch.

„Vielleicht mehr als Ihr glaubt," war die Antwort, „denn ich nehme teil an Eurem Schicksale, wenn wir uns auch noch wenig kennen. Ich weiß von Eurem Unglück und es schneidet mir selbst tief in die Seele. Ich kann es nicht ertragen, den galantesten Kavalier, den schönsten jungen Mann Gents so traurig zu sehen; ja sogar auf einem Wege zu treffen, der ihn von allem Glanze der Welt durch düstere Klostermauern auf ewig trennen soll."

„Wer sagte Euch, was ich vor einer Stunde noch selbst nicht wußte," frug erschreckt van der Neesen, der sich bemühte, die Züge des Fremden

im Halbdunkel des durch die Blätter dringenden Mondscheins zu erkennen.

„Je nun, man hat so seine kleinen Helfershelfer,“ entgegnete der Andere mit verschmitztem Lächeln, „und ich bin gekommen, Euch zu helfen, Euch mit einem kleinen Darlehn zu unterstützen, bis Ihr auf bessere Gedanken kommt“, und dabei ließ er einen schweren Beutel in van der Neesens Hand fallen.

„Ich bitte Euch, um des Herrn Willen, wer seid Ihr?“ rief van der Neesen erstaunt und trat einen Schritt zurück.

„Ah bah, laßt den Herrn aus dem Spiele,“ fuhr der Fremde auf. „Wir wollen offen reden, denn ich hasse lange Umschweife. Ihr paßt eben so wenig für das Kloster, wie das Kloster für Euch; Ihr würdet darin bald elendiglich umkommen, oder in kurzer Zeit den Tod suchen, den Ihr jetzt noch scheuet. Ihr seid ein schmucker Herr und an ein heiteres Leben gewöhnt; seht, ich verspreche Euch zehn Jahre des herrlichsten Lebens, ich verspreche Euch alles im Überfluß, die augenblickliche Erfüllung jedes Wunsches, wenn Ihr dafür wollt — mein sein!“ rief der Fremde, der seine Rede kaum hörbar begonnen, doch immer mehr gesteigert hatte, so daß die letzten Worte donnergleich hinaustönten und ein Echo erweckten, das zitternd wiederholte: Sein!

Van der Neesen war seiner Sinne kaum mächtig, an einen Trug glaubte er nicht; denn schon oft hatte er von der Hilfe des Höllenfürsten ge-

hört, doch war es ihm, als schwebten an der Klostermauer die Bilder seiner Eltern im Lichtglanz auf und nieder, die Hände bittend und abwehrend nach ihm ausgestreckt.

„Du willst also nicht?" frug nach einer Pause der Teufel; denn dieser war es in höchsteigener Person.

Und wieder warnte das Echo: Nicht!

Da erschienen dem Jüngling die Bilder der schönsten Tage, der wildesten Lust so verlockend, so reizend, daß sein verdorbener Geist nicht länger zu widerstehen vermochte. Noch ein kurzer Kampf, dann faßte er sich plötzlich und rief: „Wohlan, ich will! Nimm mich hin!"

Hin! tönte die klagende Stimme des Waldes nach.

Van der Neesen stürzte besinnungslos zu Boden und fieberhafte Träume hielten lange seine Sinne gefesselt. Als er erwachte, befand er sich wieder in seiner früheren Wohnung, rings von Glanz umgeben, wie es sonst gewesen. Seine ehemaligen Freunde umstanden ihn und wünschten ihm Glück zu der Erbschaft, die er, wie man sich erzählte, plötzlich gemacht habe.

Bald begann das alte, herrliche Leben von neuem und womöglich noch glänzender als früher. Nur umdüsterte zuweilen van der Neesens Sinne eine Wolke, die er dann durch die lärmendsten Vergnügungen zu bannen suchte und sich abmühte, sein fürchtendes Herz zu übertäuben. Einer seiner Genossen, den er immer allen anderen vorgezogen,

und am liebsten um sich hatte, bemerkte bald die geistige Veränderung seines freigebigen Freundes, und drang so lange in ihn, bis jener ihm die Wahrheit entdeckte.

„Und darum bist Du so traurig?" lachte der Freund auf. „Possen! Wenn die zehn Jahre bald zu Ende sind, dann gehst Du in ein Kloster und betrügst so den Teufel um seinen Lohn."

Der Vorschlag gefiel van der Neesen und seine Ausführung ward beschlossen. Aber nach längerer Zeit verliebten sich beide, van der Neesen und sein Freund, in ein und dieselbe Dirne. Keiner wollte nachgeben, keiner dem andern das Feld räumen und jener Freund drohte endlich, van der Neesens Bündnis mit dem Teufel offenkundig zu machen, wenn er nicht seinen Ansprüchen auf das Mädchen freiwillig entsagen würde. Kaum waren jedoch diese Worte gefallen, so hatte auch der dadurch nicht eingeschüchterte, sondern wütend gemachte van der Neesen seinen Dolch gezogen und ihn dem Freunde durch das Herz gestoßen. Da stand er nun bei der ihn gräßlich anstarrenden Leiche stumm und regungslos, so sehr bannte ihn der schauerliche Anblick seines ersten Mordes. Er ließ es ruhig geschehen, daß ihn die herbeigerufenen Gerichtspersonen fesselten und in den Kerker unter das Stadthaus brachten. Bald erschienen die Richter, die ihn, da er seiner That geständig, auch sofort zum Tode durch das Beil verurteilten und die Hinrichtung auf den Morgen des dritten Tages festsetzten. Dann ließ man ihn allein.

Zwei Tage lang saß er hier in dumpfem Brüten, kaum sich seiner selbst bewußt. Am Abende des zweiten Tages wurde es ihm klar und immer schaurig klarer, daß er schon am Ende seines verschwelgten Lebens stehe, von dem er doch noch nicht lassen wollte. Da durchfuhr seinen Geist ein aufblitzender Gedanke: „der Teufel muß zur Stelle, er muß helfen," rief er laut.

„Wenn er will," höhnte eine Stimme hinter ihm, die dem Gerufenen angehörte. Van der Neesen prallte entsetzt zurück, denn nicht wie damals vor dem Kloster erschien ihm der Teufel, nicht im spanischen Kleide, sondern nur in einen langen roten Mantel gehüllt und mit einem gleichfarbigen Barett auf dem langen Kopfe.

„Nun, erkennst Du mich nicht wieder?" frug der Teufel verächtlich; „hast wohl über die Klostergedanken, mit denen Du mich hintergehen wolltest, meine Züge ganz vergessen?"

Van der Neesen stand beschämt, seine Gedanken waren dem Mächtigen schon bekannt.

„Hilft Dir auch nichts," fuhr der Teufel fort, „unser Packt ist geschlossen auf Mannes Wort und das gilt, denke ich."

„Wohlan, wenn jener Vertrag giltig ist, so erinnere Dich auch," sprach van der Neesen gefaßt, „daß Du mir zehn Jahre versprachst. Noch sind erst fünf verflossen, Du schuldest mir noch fünf und diese fordere ich von Dir!"

„Nur nicht so ungestüm, junger Herr. Also, was verlangt Ihr?"

„Fliehen will ich auf der Stelle!“

„Und die Hinrichtung,“ frug der Teufel spöttisch, „auf die sich schon ganz Gent und die Umgegend freut und alles sich drängt, um ganz bequem Euch köpfen zu sehn?“

„Das sei Deine Sorge,“ aber ich muß fort, weit fort von hier!“

„Nun, wenn Ihr es denn gar so eilig habt,“ lachte der Teufel, „so fahret wohl und verjubelt noch Eure fünf Jährchen. Ich bin heute just aufgelegt, ein Späßchen mit zu machen und will mich daher anstatt Eurer hinrichten lassen.“ Dabei lachte er so sehr, daß man hätte glauben sollen, die Rippen in dem dürren Körper aneinander schlagen zu hören.

Van der Neesen fragte nicht nach dem Wie und Warum, sondern machte sich eilig auf den Weg, nachdem ihm zuvor sein Patron Thüren und geheime Gänge geöffnet hatte, von denen er, obgleich ein geborener Genter, noch nie zuvor weder etwas gesehen noch gewußt hatte.

Kaum war van der Neesen fort, so nahm der Teufel, denn das war dem Tausendkünstler ein leichtes, die Gestalt seines Schützlings an, und freute sich schon innig auf den Streich, den er auszuführen gedachte. Inzwischen war der Morgen herangekommen, die Straßen füllten sich mit harrenden Gaffern, und im Stadthause ward alles feierlich vorbereitet. Jetzt wurde der Zug geordnet, der den Verbrecher zum nahen Schaffot begleiten sollte, und der Scharfrichter und seine

Knechte begaben sich in den Kerker, um jenen in Empfang zu nehmen. Von der Verwandlung ahnte natürlich niemand auch nur das Geringste, und es muß dem Teufel ein großes Zeichen der Anerkennung seiner Mimik gewesen sein, daß ihm auf dem Wege oft die Worte aus der Menge zudrangen: „Wie schade ist es um den jungen van der Neesen — welch schmucker junger Herr und doch ein Mörder; aber wie stolz, wie gefaßt geht er einher — das nenn' ich Mut" — und was dergleichen Reden mehr waren.

Das Armensünderglöcklein zitterte seine letzten Töne aus, mit denen es den Trauerzug begleitet hatte; man war auf dem Schaffot angekommen. Die spanischen Garden bildeten ringsumher eine dichte Mauer und stießen eben mit Geräusch die schweren Hellebarden zur Erde. Der Scharfrichter, ein Mann von riesigem Körperbau, nahm jetzt den vermeintlichen van der Neesen bei der Hand, und führte ihn zu dem schweren Eichenklotz, wo er ihn niederknieen hieß; auch dies ließ sich der Teufel noch gefallen, verwahrte sich jedoch standhaft, als man ihm eine Binde um die Augen legen wollte, bis man endlich seinem Ungestüm nachgab. Ein ehrwürdiger Prior des Benediktinerklosters trat zu dem Knieenden, um noch dessen Beichte zu hören, aber jener, der dem Alten schon auf dem Wege hierher immer von der Seite zu gehen wußte, wies ihn barsch von sich. Die Menge ließ ein drohendes Murren hören, als sie dies gewahrte; aber zu Weiterem ließ der Teufel

nicht Zeit, sondern rief dem Scharfrichter zu: „Nun, Kamerad, mach Deine Sache gut; ich bezahle nicht schlecht!“ Den Henker überlief es bei diesen Worten eiskalt, denn hatten ihm auch die damaligen, unglücklichen Verhältnisse des Landes schon manchen unter sein Beil geliefert, so war ihm eine gleich gottlose Geringschätzung des Lebens noch bei keinem bisher vorgekommen.

„Wird's bald!“ rief der Teufel, der schon den Kopf auf den Klotz zurecht gelegt hatte, bei der Zögerung des Scharfrichters. Da faßte dieser allen Mut zusammen; hoch schwirrte das Beil in die Luft, gellend sauste es nieder — weithin rollte das wohlgetrennte Haupt, das er jedoch alsbald wieder ergriff und der Menge zum Beweis seiner Geschicklichkeit mit der Linken, das blutige Beil aber mit der Rechten hoch empor hielt. Ein Geräusch, teils aus Abscheu, Mitleid und Beifallsbezeugungen gemischt, wurde von den Tausenden der Zuschauer hörbar, verstummte aber sogleich wieder und machte einem unbeschreiblichen Entsetzen Platz; denn plötzlich erhob sich nämlich der kopflose Körper, schritt auf den Henker zu und nahm diesem das Haupt aus der Hand, das sich mit einem Male wieder zum gewöhnlichen Antlitz des Teufels verwandelt hatte. Mit vielem Anstand setzte er sich sein Haupt wieder auf den Rumpf, wischte mit einem feuerroten Schweißtuche, das er aus der Tasche zog, das Blut sauber ab und verbeugte sich spöttisch lächelnd nach allen Seiten. Dann zog er einige Goldstücke hervor,

die er in des Henkers Ledertasche gleiten ließ, und verließ festen Schrittes das Schaffot. Obgleich jedermann den Vorgang deutlich gesehen hatte und an eine optische Täuschung wohl nicht zu denken war, so war doch mit einem Schlage des Teufels Erscheinung verschwunden; wohin — das wußte man nicht und konnte es nicht begreifen; denn von der festgeschlossenen Reihe der spanischen Garden, die dicht das Schaffot umstanden, war auch nicht einer nur einen Zoll breit von seinem Platze gewichen und doch war jener fort — spurlos verschwunden.

Diejenigen, die in dem Glauben an die seltene Wunderkraft des Blutes von Hingerichteten jetzt mit Tüchern und Leinen auf das Schaffot eilten, waren gleichfalls betrogen; denn von dem Blute, das vorhin so reichlich aus den Hals-Adern strömte, war jetzt auch nicht ein Tropfen, keine Spur mehr zu sehen; alles war so rein, wie zuvor. Der Scharfrichter hatte zwar seine Goldstücke noch in der Ledertasche, allein, als er dieselben heraus nehmen wollte, da waren sie so heiß, daß er sich die Finger sattsam daran verbrannte, sind auch durch viele Jahre hindurch so glühend heiß geblieben, daß niemand sie hat angreifen dürfen, bis sie endlich bei den späteren Umwälzungen und Empörungen der Stadt Gent ganz verloren gegangen.

Im Volk aber war die Meinung allgemein, daß entweder van der Neesen der Teufel oder der Teufel van der Neesen gewesen sei, und man

hat noch viele Jahre von der seltsamen Hinrichtung gesprochen, aber nicht ohne dabei das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Der junge van der Neesen hatte sich nach Spanien gewandt, wo er sein wüstes Leben fortsetzte, aber jetzt vor allem im Spiel um hohen Einsatz seinem fürchtenden, geängstigten Gemüte Zerstreuung zu schaffen suchte. Schon oft war die Inquisition auf ihn aufmerksam geworden, weil er nie eine Kirche besuchte, gotteslästernde Reden führte und vor den Heiligenbildern sich niemals verbeugte noch bekreuzte. Dann war auch seine Verschwendungssucht und seine Lebensweise Grund genug, um die Blicke jener gefürchteten Macht auf sich zu ziehen. Oftmals schon hatten sie ihn wollen verhaften lassen, allein stets war er entschlüpft, wenn man glaubte, ihn schon ganz sicher zu haben. Aus Madrid hatte man ihn zwar verbannt; allein er wandte sich doch immer wieder heimlich dorthin, bis ihm neue Späher den Aufenthalt verleiteten. Wohin er kam, er war trotzdem von vielen gern gesehen, zumal von den reichen spanischen Edelleuten, die hohes Spiel über alles liebten und daher van der Neesens Gesellschaft stets im Geheimen suchten, wenn sie auch fast immer sicher waren, daß sie durch das fabelhafte Glück des Holländers mit leeren Taschen, und zuweilen noch mit Schulden beladen, heimkehren mußten.

So war er wieder in Madrid angelangt und wir finden ihn im Garten eines jungen Edelmanns, der, als ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spiels, van der Neesen stets sein Haus willig öffnete.

Es war eine herrliche Mondnacht; die Wohlgerüche von tausend Blumen wetteiferten in ihren Balsamspenden; allein die duftige Orangenblüte blieb Siegerin in dem schönen Kampfe. Auch der Chor der Vögel schien einen Wettkampf im Reiche der Töne auszufechten, wobei die Nachtigall durch ihre bald heiteren, bald melancholischen, immer aber gefühlvollen Töne die Siegespalme der Orangenblüte zu teilen schien. Dazu umschwirrten bunte, trunkene Nachtfalter die Ampeln und Windlichter so lange, bis die Armen ihrer Leidenschaft zum Opfer meist tot und verbrannt dahin sanken.

Vor einem schönen Pavillon, von dem aus dunkle Cypressengänge nach allen Seiten des weitläufigen Gartens führten, hatte man die Spieltafel aufgeschlagen, um die sich ungefähr ein Dutzend Edelleute jeden Alters drängten. Van der Neesen saß oben an und hatte einen Haufen Gold und Pretiosen vor sich aufgetürmt; denn wie immer war auch heute das Glück ihm ausschließlich günstig. Allein, auf seinem blassen Gesichte war keine Spur sonderlicher Freude zu gewahren, nur von Zeit zu Zeit war höchstens ein wildes Auflachen Zeichen seiner Freude, die eben so rasch wieder verschwand und den starren Blicken

Platz machte. Welche Veränderung seiner Züge! Wo war die Jugendfülle, wo die Anmut seiner Züge geblieben? Er hätte jetzt können dreist es wagen, in sein Vaterland zurückzukehren, niemand würde ihn dort wiedererkannt haben.

Auch der übrigen Gäste hatte sich ein Mißmut bemächtigt, der freilich nur in den mehr oder weniger bedeutenden Verlusten seinen Grund hatte.

„Bei Sanct Jago," rief einer der Herren, indem er auf die Tafel schlug, „Ihr habt sonderbares Glück. Wer dem Ding so zuschaut, muß vermuten, Ihr hättet falsche Würfel. Doch nein, nein!" fuhr er bei dem auflodernden Blicke van der Neesens fort, „Ihr habt uns dieselben oft untersuchen lassen; die Würfel sind richtig; also möchte man wahrlich glauben, Ihr stündet mit einem Engel oder einem Teufel im Bunde."

Van der Neesen unterdrückte gewaltsam seine Aufregung.

Aber dennoch möchte ich es noch einmal mit Euch versuchen; denn mir sagt das Summen meines rechten Ohres, daß mir etwas Glückliches noch heute begegnen würde." Dabei wühlte er in allen Taschen. „Bei Sanct Jago, wieder rein ausgebeutelt, nicht eine Dublone mehr!"

„So laßt uns noch einen Wurf versuchen, einen Wurf um das Leben des Verlierenden," rief van der Neesen wild; „der Gewinnende erhält das Recht mit seinem Gegner anzufangen, was ihm beliebt; er mag ihn töten, als Sklaven verkaufen, oder was es immer sei — er ist sein!"

Wenn auch mancher der Anwesenden es nicht gescheut hätte, dem Tode auf dem Schlachtfelde, im Ehrenkampfe augenblicklich zu begegnen, so schreckten doch bei dem wahnwitzigen Vorschlage alle zuück.

„Wie?" rief van der Neesen höhnisch, „hat keiner den Mut, sein Leben zu wagen, weil ich zufällig bisher immer das Glück hatte, hohe Würfe zu thun? Mein Glück kann zu Ende sein. Nun, wagt es keiner?"

Noch schwiegen alle betroffen, da hörte man in dem feinen Sande des Gartens Schritte nahen, und fast in demselben Augenblicke trat ein langer, hagerer Mann zu dem Tische. Seine Kleidung war nach spanischem Schnitte und vom feinsten Zeuge, doch keiner kannte ihn und niemand wußte recht, woher er so plötzlich gekommen.

„Verzeiht, daß ich so ungerufen zu Euch komme;" sprach er mit einer höflichen Verbeugung zu den Gästen, „aber ich hörte hier so eben von einem hohen Spiele sprechen und das reizte mich; denn ich bin ein großer Freund der Würfel. Ihr habt eine Partie um das Leben des Verlierenden vorgeschlagen," wandte er sich jetzt zu van der Neesen, „wohlan, ich nehme die Partie an — wenn es die Herren erlauben," fügte er mit Höflichkeit gegen die Übrigen hinzu. Eine stumme, bewilligende Verbeugung mehrerer war die Antwort. Alle waren erstaunt über den sonderbaren Zwischenfall, nur van der Neesen war bei des Fremden Anblick noch blässer geworden, als ge-

wöhnlich, wenn dies möglich war, und doch trieb ein heißer Sturm ihm das Blut durch die Adern.

„Ha, Schrecklicher," stöhnte er, „sind meine zehn Jahre schon um? Du bist schauerlich rasch."

Alles blickte den Fremden an.

„Was sprecht Ihr da, Sennor, von zehn Jahren; ich kenne Euch nicht," erwiderte der Fremde kalt, doch mit dem Zauberblicke einer Schlange, die im stande ist, durch diesen Blick allein ihr Opfer erstarren zu machen. „Mich gelüstet nach den Würfeln! Lustig, fangt an; Ihr habt den ersten Wurf!"

Van der Neesen zögerte einen Augenblick, aber die verächtlichen Blicke seiner Freunde gaben ihm seinen Mut wieder. Hastig griff er nach dem Becher, und stürzte ihn um — die drei Würfel zeigten — drei Augen.

Ein Ruf des Ensetzens war zu hören, sonst kein Wort, und augenblicklich trat wieder Todesstille ein, als der Fremde den Becher ergriff. Er warf — drei Mal sechs Augen rollten auf. Van der Neesen sank in seinen Sessel zurück.

„Hast Du mich erkannt?" rief er mit Donnerstimme, „ja, Deine zehn Jahre sind um; Du bist nun mein!" Dabei faßte er van der Neesen an der Brust. Ein dichter Schwefeldampf umhüllte plötzlich die Gruppe, und als die Gäste wieder ihrer Sinne etwas mächtig, waren van der Neesen und der Fremde verschwunden.

Ohne ein Wort zu sprechen, verließen die Gäste den Garten.

Viele aber von denen, die am späten Abend noch zu so später Stunde auf der Straße waren, wollen hoch in der Luft eine feurige Gestalt eine andre nachschleppend und mit ihr ringend, gesehen haben, die nordwärts nach den gualdamarischen Gebirgen zog.

Das Malagyspferdchen.

„Nicht allzeit glaubet dem, der allzeit reden will;
Die vieler Worte sind, die trügen auch sehr viel."

Am Montage nach dem kleinen Tuindag (Kirmes) des Jahres 1521 gingen drei Jungfrauen, Magdalena Ghyselin, Lucia Larmeson und Maxima van den Driessche, welche in der Recolletenstraße zu Ypern neben einander wohnten, gegen Abend zusammen durch die Stadt spazieren. In der Tempelstraße angekommen, bemerken sie plötzlich ein kleines Pferd, welches herrenlos umherzuirren schien. Dieses Pferdchen war so wunderbar schön, daß die drei Mädchen staunend stehen blieben, es zu beschauen. Es hatte eine schneeweiße Haut ohne Haare und ganz glatt; auf jedem Hinterschenkel stand, wie darauf gestickt, ein grüner Papagei und um den Bauch hingen viele Blumenranken; seine Beine waren rund, wie gedrehte Säulchen; goldene Franzen bildeten die Mähne und der Schwanz war aus bunten Bändern zusammengesetzt. Dazu lag auf dem Rücken des schönen Thieres ein kostbarer Sattel von rotem Damast.

Während die Jungfrauen nun so da standen und vor Verwunderung schier außer sich waren, kam von ferne ein Reitknecht zugelaufen, welcher der Herr des Pferdchens zu sein schien. Als derselbe die Mädchen bemerkte, wandte er sich freundlich zu ihnen und fragte sie, ob sie wohl schon ein so schönes Pferd gesehen hätten? und alle drei antworteten einstimmig mit einem Nein. „Das glaube ich gerne," fuhr darauf der Reitknecht fort, „denn dies Thierchen stammt aus Japonien. Heute erst bin ich mit demselben in die Stadt gekommen, wo man über seine wunderbaren Eigenschaften wohl noch mehr staunen wird, als über seine Gestalt. Es läßt sich von keinem Manne bereiten und wird jeglichen alsbald abwerfen, der solches wagen sollte; Mädchen aber trägt es gar gerne und Ihr sehet, daß auch der Sattel nur für Frauen gemacht ist. Wollen diese es besteigen, so beugt es alsbald seine Kniee, um auf dem Rücken sie zu empfangen. Gelüstet es Euch, schöne Jungfrauen, einen kleinen Spaziergang mit dem Pferdchen zu machen, so setzet Euch nur alle zusammen darauf und sagt, wo ihr wohnt, oder wohin Ihr wollt, und es führt Euch alsbald dahin, wie erfreut ob der edeln Last."

Magdalena, welche das kühnste der drei Mädchen war, fragte ihre beiden Freundinnen, ob sie des zufrieden wären, und erbot sich zugleich, vorne zu sitzen und den Zügel zu führen. Und die anderen waren des zufrieden, und der Reit-

knecht rief, das Tier streichelnd: „So, Malagyspferdchen, beuge deine Kniee, damit die Jungfrauen aufsitzen können!“ Das Pferdchen that das, und der Reitknecht sprach, während die Mädchen in dem Sattel saßen: „Nun sagt nur, schöne Jungfrauen, wohin Ihr wollt; Ihr sollt alsbald an Ort und Stelle sein.“ — „Nach Hause,“ antworteten alle drei zugleich, „wir wohnen neben einander in der Recolletenstraße.“ — „So, Malagyspferdchen, hast gehört?“ frug der Reitknecht; nun sei folgsam und führe die Jungfrauen hübsch sachte fort.“

Magdalena nahm den Zaum, der aus seidenen Schnüren geflochten war, in die Rechte, und das Pferdchen schritt fort, und so leise, daß man kaum seine Tritte hören konnte. Nach und nach wurde sein Lauf immer schneller und endlich schoß es wie ein Pfeil fort, nicht aber auf dem Wege zur Recolletenstraße, sondern zum Thore hinaus und über das Feld weg, immer weiter und weiter. Der Abend nahte schon, es wurde dunkel, und das Pferdchen lief noch stets auf Wegen, die den Jungfrauen durchaus unbekannt waren, bis es auf einmal vor einem hellerleuchteten Schlosse, aus dem schallende Musik tönte, stille hielt. Im selben Augenblicke öffnete sich das Thor und sie ritten willenlos hinein, gefolgt von dem Reitknechte, der das Thor hinter ihnen wieder schloß. Im Innern des Schlosses angelangt, sahen sie eine hohe Seitenthür sich öffnen und viele reichgekleidete Frauen auf sich zukommen; in dem

Saale, aus welchem diese traten, stand eine mit Speisen und Getränken wohlbesetzte Tafel, und am Ende derselben ein Sessel, auf dem ein großer Herr saß, wie sie alsbald erkannten, der Herr des Hauses. Die Frauen halfen den drei Mädchen von dem Pferde, welches dazu wieder die Kniee bog, und führten sie in den Saal. Anfangs baten die Jungfrauen höflich um Verzeihung für ihre unzeitige und plötzliche Ankunft auf dem Schlosse und entschuldigten sich mit vielen Worten, daß sie nicht in den Saal zu kommen wagten; aber das half alles nichts, sie mußten hinein. Noch hatten sie ihre erstaunten Blicke nicht sättigen können an den schönen Gewändern der vielen Frauen und Mädchen, als ihr Auge auf den großen Herrn fiel. Dieser trug einen weiten Talar von Damast und auf dem Haupte eine Art von Turban, der mit vielen Diamanten und anderen Edelsteinen ganz bedeckt war; er empfing die Jungfrauen auf das zuvorkommendste und wußte ihnen so wohl zu schmeicheln, daß sie ein Plätzchen an dem Tische annahmen und die kostbaren Speisen mit verzehren halfen.

Als das Mahl geendet war, da gedachten sie, sich wieder auf den Rückweg zu begeben, und wollten eben den freundlichen Herrn um einen Führer bitten, der sie wieder zu ihren Eltern brächte, als derselbe sich erhob und sprach: „Meine lieben Gäste, da das Malagyspferdchen uns das Glück verschaffte, diese schönen Jungfrauen in unserer Mitte zu sehen, so wollen wir

streben, ihnen den Abend auch recht angenehm zu machen. Lasset uns darum Pfänder spielen.“

Kaum hatte der Herr die Worte gesprochen, als die Frauen und Mädchen aufsprangen und sich in einen Kreis stellten, in dem sie jedoch drei Stellen für die Jungfrauen offen ließen. Margaretha Ghyselin sah das wohl; sie wollte aber nicht in den Kreis treten und sprach: „Ich spiele nicht mit, denn meine Eltern würden zu unruhig, wenn ich länger hier bliebe;“ und dasselbe sagten auch die beiden anderen Mädchen; aber in demselben Augenblicke leuchteten die Augen des großen Herrn in so unheimlicher Glut und überzogen sich seine Züge mit so düsterm Unmute, daß die drei Jungfrauen erschrocken und zitternd sich mit in die Runde setzten. Nun begann das Spiel; der Herr sprach einige Worte, welche die anderen alle schnell nachsprechen mußten. Die Jungfrauen konnten aber nie die Worte behalten, und so mußten sie immer Pfänder geben, und das dauerte so lange, bis sie Ohrringe, Goldketten, Ringe, Armbänder und endlich selbst ihre Kleider gegeben hatten und in den Hemdärmeln da standen. Da erhob sich der große Herr abermals und sprach: „Ehe wir, meine lieben Gäste, zur Austeilung der Pfänder gehen, wollen wir zuvor auf die Gesundheit des Malagyspferdchens trinken, welches die Jungfrauen so wunderbar auf unser Schloß geführt hat.“ Zu gleicher Zeit sprühten die Augen der anwesenden Frauen wie von kleinen Flämmchen, welche die drei Mädchen

fast blendeten. Der Reitknecht trat in den Saal und goß alle Gläser frisch voll und reichte dieselben auf einem Brette rund. Dann hoben alle die Gläser und setzten sie an den Mund, aber kaum hatte der erste Tropfen die Lippen der Jungfrau genetzt, als sie wie aus einem schweren Traume erwachten und um sich schauend zu ihrem großen Erstaunen bemerkten, daß sie in taunassem Grase unter freiem Himmel lagen, und zwar am Boden einer tiefen Grube auf dem Kemmelberg, zwei Stunden Weges von Ypern. Das wußten sie aber nicht, daß sie so nahe an der Stadt waren, und darum waren sie doppelt untröstlich, denn was wollten sie halbnackt und mitten in der Nacht an dem unbekannten Orte beginnen? Sie kletterten langsam aus der Grube und irrten lange auf dem Berge umher, bis sie endlich an ein einsames Bauernhaus kamen, wo sie anklopften. Der Bauer stand auf und fragte: „Wer ist da?" Die Jungfrauen erzählten ihm offen alles. „Aha," sprach da der Bauer, „Ihr seid also auf dem Hexentanze da droben gewesen, wenn ich recht höre." — „Ach lieber Mann," baten die Mädchen da, „laßt uns doch ein und gebt uns Kleider." — „Thu' es nicht, Mann," schrie das Bauernweib, „es sind Hexen! Pack sie nur, wir wollen sie verbrennen." Und der Bauer sprach: „Du hast recht, Frau," und griff Magdalena beim Rocke, während die beiden anderen Mädchen flüchteten. Magdalena rang aus allen Kräften mit dem Manne und entkam nicht

anders, als mit Zurücklassung ihres Rockes. — Lucia und Maxima waren hoch erfreut, sie wiederzusehen. Nachdem die armen Mädchen etwas ausgeruht, begannen sie ihre Wanderung von neuem. An einer kleinen Herberge hielten sie an und klopften, und als der Wirt fragte, wer sie seien, sprachen sie, daß Räuber sie überfallen und ausgeplündert hätten, und baten alsdann um Aufnahme. Der Wirt war ein Mann von gar mitleidigem Herzen, und er öffnete alsbald seine Thür und gab den Jungfrauen Speise und Trank und Kleider. Als sie ihm aber nun ihre Namen nannten, da wußte er vor Freude nicht, was er that, denn Magdalenas Vater war ein guter Bekannter von ihm, und er hieß dem Knecht zur Stunde die Pferde an den Wagen spannen, um die Mädchen nach Hause zu bringen.

Die Pferde waren schon über eine Stunde lang rüstig fortgeschritten, als der Wirt bemerkte, daß er den Weg verfehlt hatte. „Das ist doch schön," sprach der brave Mann, „ich weiß den Weg von Kemmel nach Ypern so gut als mein Vaterunser, und verfehle ihn heute und kann auch die Pferde nicht zum Stehen bringen." Das verhielt sich auch wirklich so, der Wagen flog fort, wie fortgeblasen, über Hecken und Sträuche, durch Bäche und Wiesen, durch Dick und Dünn. Der Wirt konnte das nicht begreifen, den drei Jungfrauen war es aber klar, denn sie sahen vor den Pferden eine Gestalt, die sie als die des Malagyspferdchens erkannten.

Endlich stand der Wagen auf einer breiten Heerstraße still; im selben Augenblicke sahen die Mädchen und der Wirt in der Ferne die ersten Strahlen der Morgendämmerung. „Die Hexen von dem Kemmelberge haben meinen Pferden das angethan," sprach der Wirt und wandte sich alsdann schnell zu einem eben vorübergehenden Landmanne, den er fragte: „Sagt mir doch, Freund, was das hier für ein Weg ist und wohin der führt. Ich könnte den Weg von Kemmel nach Ypern blindlings machen, und dennoch weiß ich nicht, wo ich hier bin." — „Das will ich Euch gerne glauben," antwortete der Bauer, „Ihr seid sicherlich zehn Stunden von Ypern; der Weg hier führt von Steenvoorde nach Kassel."

Nur mit vieler Mühe konnte der brave Wirt die drei Jungfrauen noch an dem Tage nach Ypern bringen. Was die Eltern für Freude hatten, kann man sich leicht vorstellen.

Ein Jahr später heiratete Magdalena Ghyselin, und sie ließ bald nachher die wunderbare Geschichte auf die Wände ihres schönsten Zimmers malen und Jahr und Datum dazu setzen.

Die Grube, in welcher die drei Jungfrauen sich wiedergefunden hatten, bekam zum Andenken an die Begebenheit den Namen „Kinderput".

Das erloschene Feuer zu Audenaerde.

„Die Welt ist voller Pein:
Ein jeder find't das sein."

An dem Giebel des prächtigen Hauses, in welchem die edlen Geschlechter Latour und Tassis, Vandenbroucke und Vandermeere ehedem blüheten, stand noch vor wenigen Jahren eine alte Zaubersage in Stein gehauen; nun hat man die Geschichte heruntergerissen, aber im Munde alter Leute lebt sie noch. Wann sie sich zugetragen hat, darüber kann keiner etwas sicheres melden; man sagt nur: zur Zeit, als noch die Zauberer und Zauberweiber die Macht besaßen, gute Christen zu quälen.

In der Zeit nämlich lebte in Audenaerde ein braver Jüngling, und der liebte schon seit lange ein Mädchen aus der Nachbarschaft, und zwar so sehr, daß er Tag und Nacht um sie seufzte und ihr auf jedem Schritte folgte. Trotz alledem konnte er keine Gegenliebe erlangen, und je mehr er darum bat, desto weniger wurde sie ihm geneigt und desto mehr lachte das Mädchen seiner. Endlich schien sie doch erweicht und sprach zu ihm, sie wolle ihn in der folgenden Nacht in ihr Haus lassen; aber das ginge nicht anders, als mit Hilfe eines Korbes, in welchem sie ihn heraufziehen wolle an ihr Fenster; er müsse also sorgen, daß er um Mitternacht mit dem Korbe vor ihrer Thür stehe. Der gute Jüngling eilte seelenvergnügt nach Hause und fand sich punkt zwölf Uhr

nachts mit seinem Korbe ein; ein dickes Tau sank nieder, er schlang es schnell um den Korb, setzte sich hinein und wurde hinaufgezogen. Kaum zur Hälfte des Giebels gekommen, hielt der Korb still und drehte sich rund und wieder rund und abermals rund, so daß dem Armen, der darinnen saß, ganz schwindlich wurde. Er rief leise den Namen der Geliebten, hustete und gab Zeichen aller Art, aber alle Fenster blieben geschlossen und er in der schwindelnden Höhe.

So hing er noch da, als morgens die Arbeiter zu ihren Werkstätten gingen. Bald war er bemerkt, eine unzählige Menge Volkes sammelte sich vor dem Hause und lachte ihn aus, bis der Korb sich spät am Tage erst senkte und der unglücklich Liebende verhöhnt und verspottet von dannen laufen konnte. Glühender Haß hatte die vorhin so glühende Liebe zu dem Mädchen in seinem Herzen ersetzt; in der Stadt meinte er's nicht mehr aushalten zu können, und so entfloh er ihr und rannte wie von Peitschenhieben getrieben, nach dem Edelaerwalde hin. Dort angelangt, sah er plötzlich einen alten greisen Herrn vor sich, der ihn fragte, warum er also eile und was ihm fehle. Der Jüngling erzählte ihm alles, und der Alte schien tief gerührt und sprach: „Tröste Dich darob, wir wollen sehen, Dich zu rächen ob solchen Schimpfes; zehn Generationen und mehr noch sollen daran denken."

Der Greis war aber einer der mächtigsten Zauberer, welche es in und um Audenaerde gab,

und er hatte viele tausend Teufel in seinen Diensten. Mit dieser Hülfe löschte er alsbald alles Feuer in der Stadt aus; kein Heerd, kein Lämpchen brannte mehr und allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Als die Not auf das Höchste gestiegen war, versammelten sich die Ersten der Stadt auf dem Markte, um dort zu beraten, was zu machen sei; aber keiner kannte ein Mittel, um dem Übel abzuhelfen.

Da trat mit einem Male der Greis in Gestalt eines ehrbaren Bürgers in die Mitte der Versammelten und sprach: „Mir ist eben ein Mittel kund geworden, um wieder Feuer zu bekommen, aber das Mittel ist in etwa beschwerlich und die Herren des Rats werden alle ihre Macht aufbieten müssen, um es ausführbar zu machen.“ Als die Bürger das hörten, riefen sie alle erfreut, er solle nur das Mittel nennen, sie würden schon dazu zu kommen wissen. Da fuhr der Greis fort: „Dann müsset Ihr das Mädchen herbringen, welches den Jüngling in dem Korbe verspottet hat, denn sie ist die Ursache des ganzen Mißgeschicks und sie allein kann demselben abhelfen.“ Zur Stunde sandte der Rat zu dem Hause der Jungfrau, und sie mußte trotz allem Gegenstreben auf dem Markt erscheinen. Nun gebot der Greis, einen Tisch zu bringen und eine solche Anzahl Kerzen, daß jeder Bürger eine bekomme. Als auch das geschehen war, hieß er das Mädchen sich ausziehen, und kaum hatte sie das, wiewohl ungern, gethan, als ihrem Rücken

eine Flamme entschoß, an der die Bürger einer nach dem andern ihre Kerzen anzündeten. Es dauerte viele Stunden lang, ehe die Einwohner alle Feuer hatten, aber das ging nicht anders, denn eine Kerze zündete nicht an der andern, sondern alle nur an dem Rücken des Mädchens, welches nicht ohne großes Gelächter zuging.

Diese letzte Scene war auf dem letzten Basrelief, welches sich auf der Seite nach der Katzenstraße hin befand, abgebildet.

Die Seelen der Ertrunken.

„Ist deine Sache brav und gut
Magst auf den Himmel dich verlassen;
Doch wisse, daß auch der nichts für dich thut,
Wenn du's versäumst mit anzufassen."

In Ostende lebte ein Fischer, und der hatte viel Unglück, obgleich er ein sehr ehrlicher und braver Mann war; in einem Jahre hatte er seine Frau verloren und sein Kind, und stand nun ganz allein in der Welt. An dem Vorabende des Festes des heiligen Andreas, welcher sein Patron war, ging er aus seiner einsamen Hütte und wandte sich nach den Dünen und schaute gedankenvoll in das ruhig daliegende Meer hinaus. Da sah er plötzlich ein helles Flämmchen aus dem Wasser steigen und hin und her laufen und einen alten Trümmerhaufen, der sich neben ihm erhob, umkreisen, worauf es mit Blitzesschnelle wieder eine Strecke ins Meer hineinschoß, dort heller aufschimmerte und dann zurückkehrte. Der

Fischer wußte wohl, daß das ein Zeichen eines vergrabenenen Schatzes war, aber er wagte nicht, sich näher von der Sache zu überzeugen und setzte ruhig seinen Weg nach Hause fort. In demselben Augenblicke aber hörte er sich bei seinem Namen rufen. Er wandte sich um und sah hinter den Trümmern einen Mann mit bleichem Gesichte und in fremden Kleidern sitzen, den er mit fester Stimme fragte, was er wolle und warum er ihn rufe. „Andreas", antwortete der Mann, „ich bedaure Dein Mißgeschick von ganzem Herzen, und willst Du thun, was ich Dir sage, so mache ich Dich reich und glücklich." — „Ich verlange nichts von Dir", erwiderte der Fischer und machte das Zeichen des Kreuzes, „obwohl ich gerne reich wäre; Du brauchst mir nichts zu geben." — „Du traust mir nicht", fuhr da der Mann fort, „aber mache nur immer ein Kreuz über Dich, ich bin kein böser Geist und Du kannst alles Zutrauen zu mir haben. Nimm diesen Ring hier und gehe nach drei Tagen um Mitternacht einen Büchsenschuß weit ins Meer; da findest Du am Boden drei Töpfe, welche umgestülpt sind. Hebe den mittelsten auf und gehe schnell zurück, ohne Dich zu kümmern um das, was du anders etwa sehen und hören solltest. Willst Du das thun, dann kannst Du sicher sein, daß ich Dich reichlich belohnen werde."

Mit diesen Worten verschwand der Mann und vor des Fischers Füßen lag der Ring; aber er hob ihn nicht auf, verließ auch in der dritten

Nacht seine Kammer nicht und vergaß bald den ganzen Vorfall. Das folgende Jahr jedoch war noch unglücklicher für den Fischer; er hatte Verluste an allen Ecken und Enden und wurde durch Gram endlich so krank, daß er in neun Monaten nicht aus dem Hospitale kam und als er dies endlich verließ, da war er bettelarm. Ohne zu wissen wie, fand er sich an dem kommenden Vorabende von Sankt Andreas wieder an den Trümmern auf den Dünen. Dieses Mal war das Meer aber nicht still, sonder es wallte in ungestümen Wogen, als hätte es die Trümmerreste verschlingen wollen. Der Fischer stand noch nicht lange da, als die bekannte Stimme sich wieder hören ließ und der bleiche Mann ihn abermals bat, den Topf zu heben; als er verschwunden war, lag der Ring wieder vor dem Fischer im Sande. Beherzter als im vergangenen Jahre, nahm der Fischer ihn auf und steckte ihn an den Finger, fest entschlossen, diesmal den Wünschen des Geistes zu folgen.

Am dritten Abende begab er sich nach den Dünen; er schritt immer weiter ins Meer und das Wasser trat immer mehr zurück. So gelangte er auf eine grüne Wiese, wo mehrere Jünglinge mit strahlenden Sicheln Gras mähten, während andere es in Bündel schnürten; dabei sangen sie fröhliche Lieder zum Lobe einer schönen Frau. Der Fischer ließ sich jedoch nicht durch sie aufhalten, obgleich er in vielen von ihnen längst ertrunkene Bekannte wiederzusehen glaubte.

Da trat plötzlich aus einem Häuschen, welches auf der Wiese stand, eine schöne Frau, und die rief mit einer einnehmend sanften Stimme: „Ah, so kommst Du doch endlich! Wie lange habe ich Dich nicht schon erwartet!" Bei dem Anblicke hätte der Fischer fast des Gebotes des bleichen Mannes vergessen, er ermannte sich jedoch schnell, schlüpfte unter den ausgebreiteten Armen der Frau durch und eilte geradezu auf drei Töpfe los, welche er einige Schritte weiter erblickte und deren mittelsten er rasch aufhob. In demselben Augenblicke stürzten die Jünglinge auf ihn zu und die Frau stieß einen schrecklichen Schrei aus; er aber wurde mit Blitzesschnelle nach oben gerissen und fand sich, nachdem er schon die verlorene Besinnung wiedererlangt hatte, abgemattet und kraftlos am Gestade wieder und zu seiner Seite einen ledernen Sack voll Gold und köstlicher Steine. Seit der Zeit hatte er auch Vorsput in allem, was er unternahm, und nichts schlug ihm fehl. Er nahm sich bald eine neue Frau und zog zur Stadt, wo er seine alten Tage in Frieden verlebte.

Einiges aus dem Leben des Admirals de Ruyter.

„Sei nur frisch und immer thätig,
Strebe nicht nach großen Dingen;
Ordne nur im Kleinen stetig,
Dann wird Großes dir gelingen."

Als im traurigen dreißigjährigen Kriege das deutsche Vaterland zu einem Tummelplatze für die

rohen Söldner, den Auswurf aller fremden Nationen herabsank; als endlich selbst der so teuer erkaufte Friede von Münster und Osnabrück die Glieder des Reiches nicht wieder zu einer festen starken Macht vereinen mochte, sondern die Kraft der Nation auf Jahrhunderte lähmte: zur selben Zeit hatte ein deutscher Stamm, vom Mutterlande getrennt, seine höchste Blüte erreicht, sowohl in gewaltiger Kraft wie in Wissenschaft und Kunst, Der batavisch-friesische Stamm in dem kleinen, aber reichen Holland, welches sich nach langem Kampfe von Spanien abhängig gemacht hatte, konnte es damals wagen mit England um die Herrschaft des Meeres zu ringen, ja es hat nicht bloß England, sondern der vereinigten Macht von Frankreich und England und einigen deutschen Fürsten gleichzeitig zu Wasser und zu Lande Trotz geboten. Damals waren in Holland Staatsmänner, wie das edle Brüderpaar Johann und Cornelius de Witt, Anführer zur See wie de Ruyter und Tromp, die sich den Helden des Altertums kühnlich an die Seite stellen dürfen. Noch jetzt, wo Holland längst von seiner einstigen Macht und Größe herabgesunken ist, erzählt der holländische Vater seinem lauschenden Sohne von dem Seehelden de Ruyter, der nicht bloß vermochte vom einfachen Matrosen sich zum Admiral aufzuschwingen, und als solcher ähnlich wie Nelson und öfter als dieser, den Feinden seines Vaterlandes obzusiegen, sondern der unendlich edler und reiner als dieser mit dem Lorbeer des Siegers

das Lob des gerechten, milden und bescheidenen und in jeglichem Sinne des Wortes sittlich braven Mannes vereint.

Ein armer Handwerker in Vlissingen hatte zwölf Kinder, die er kümmerlich nährte von der Arbeit seiner Hände. Um sie zu versorgen, gab er einen von seinen Knaben einem Seiler in die Lehre und mehrere Jahre arbeitete Michael also für einen sehr geringen Lohn. Aber der Mastenwald im Hafen und die lustig wehenden Wimpel zogen ihn mit unwiderstehlicher Sehnsucht zu sich, er verließ seinen Dienst und ward im elften Lebensjahre als Kajütenjunge auf einem Kauffahrer angenommen im Jahre 1618. Das war der Anfang des Michael Adrianssohn de Ruyter, des ersten Seehelden seines Jahrhunderts. Langsam stieg er durch die verschiedenen Posten auf dem Schiffe empor, 1633 bis 35 war er Steuermann, im Jahre 1637 bekam er das Kommando auf einem Kreuzer, mit welchen er den Portugiesen zu Hülfe kommen sollte gegen die Spanier. Sein Schiff hatte nur siebzehn Mann Besatzung, dennoch wagte er es, sich mit einem Spanier einzulassen, der zwanzig Kanonen und hundert und zwanzig Mann Besatzung hatte, und es gelang ihm, demselben eine schon genommene Prise wieder abzujagen und mit dieser glücklich davon zu kommen. Dann segelte er nach Westindien und bestand hier abermals ein Gefecht mit einem weit überlegenen Spanier, der ihn in den Grund zu bohren vermeinte, aber selber einen so unglücklichen Schuß

erhielt, daß das Schiff bald in vollen Flammen stand. Bevor es aus einander barst, sprang die Mannschaft ins Meer und fand in de Ruyter nun nicht mehr den Feind, sondern den Menschen. Er setzte seine Boote aus, fischte die Schwimmenden auf und holte sie in sein Schiff. Unter ihnen war auch der Kapitän und an diesen wandte sich de Ruyter mit der Frage: „Was hättet ihr gethan, wenn ihr uns also überwältigt hättet? Würdet ihr uns wohl gerettet haben?“ Trotzig erwiderte der Spanier: „Nein, wenn ich euch in den Grund geschossen hätte, so hättet ihr alle ersaufen sollen.“ De Ruyter befahl nun sofort Vorbereitungen zu treffen, um die Geretteten alle wieder über Bord zu werfen; aber die Spanier legten sich aufs Bitten und dem konnte de Ruyter nicht widerstehen.

Ein wunderbares Glück begünstigte den jungen Kapitän. Einmal blieb er unter einer Flotte von sechs Westindienfahrern bei einem Sturme allein übrig, ein anderes Mal gar von siebzehn; aber öfter als sein Glück rettete ihn sein Mut und seine Redlichkeit aus allen Gefahren. Einst lag er an den Küsten der Berberei vor Anker, da kam ein französischer Kaper daher und wollte ihn gefangen nehmen, weil Marokko mit seinem Könige im Kriege sei und de Ruyter für marrokkanische Rechnung fahre. Alle Weigerung de Ruyter's war vergebens, er mußte folgen und kam als Gefangener auf das französische Schiff. Der Kapitän desselben behandelte ihn höflich und fragte

ihn nach einer Weile, ob er etwas zu trinken begehre, Wein oder Wasser nach seinem Belieben. „Wenn ich ein Gefangener bin," versetzte darauf de Ruyter, „so gebt mir Wasser; bin ich aber ein freier Mann, so gebt mir Wein." Diese Antwort gefiel dem Franzosen so wohl, daß er Wein herzubringen ließ und ihm mit demselben die Freiheit für ihn und sein Schiff anbot. Vergnügt fuhr de Ruyter weiter und warf die Anker im Hafen von Salée, einer Stadt im Marokkanischen. Sein Schiff war für Rechnung seiner Rheder mit Kaufmannswaren beladen, die er in Marokko feil bieten sollte. Er selber verkaufte sie und stand mit seiner Ware aus, als der Oberste der Stadt zu ihm herantrat und sich nach dem Preise eines Tuches erkundigte, welches er zu haben wünschte. De Ruyter nannte den Preis, aber er war dem Muhamedaner zu hoch und er bot die Hälfte. Vergebens; da ließ er sein bewaffnetes Gefolge herantreten und fragte abermals: „Willst du es mir für die Hälfte lassen oder nicht?" De Ruyter entgegnete: „Nein, doch weiß ich einen Ausweg, ich will es dir schenken und bin überzeugt, daß meine Rheder es nicht mißbilligen werden; aber den Verkauf für den halben Preis kann ich nicht verantworten." „Ich will nichts geschenkt haben," erwiderte jener, „denn wenn es mir nur um den Besitz des Tuches zu thun wäre, so könnte ich ja dich, dein Schiff, deine Mannschaft und alle deine Waren umsonst wegnehmen." „Das kannst du," sprach de Ruyter,

„aber wisse, daß dann niemand mehr deinem Worte trauen wird, denn auf dieses mich verlassend bin ich hierher gekommen.“ Dennoch erneuerte der Muselmann seine Drohungen, wenn de Ruyter ihm nicht willfahren würde, und gebot seinen Bewaffneten, näher heranzutreten; aber de Ruyter erwiderte ihm ruhig: „wenn ich in meinem Schiffe wäre, so würdest du mir wahrlich nicht drohen!“ Auf diese Worte wandte sich der Marokkaner zornig zu den Seinen und sprach: „Ist es nicht zu bedauern, daß ein solcher Mann ein Christ sein muß? Sehet doch seine Treue und seinen Mut, wollte doch Allah, daß ihr mir eben solche Treue bewieset!“ Dann trat er wieder zu de Ruyter und sprach: „Freund, sei unbesorgt, du hast meine Achtung dir erzwungen und niemand soll es wagen, dich auf irgend eine Weise anzutasten.“ Auch nachher stand de Ruyter in unbedingter Achtung bei den Barabesken und einige Jahre später schlug er sich im Angesichte der Stadt Algier mit einer überlegenen Anzahl von Raubschiffen so wacker herum, daß die Stadt selber ihn zu einem Besuche einlud und ihn wie im Triumphzuge aufnahm. Aber auch daheim fehlte de Ruyter die Anerkennung nicht und von Stufe zu Stufe stieg er zu immer höheren Würden und zuletzt zum Admiral der holländischen Flotte empor.

Ensetzlich ist der Gedanke an eine Schlacht, wo der Mensch es sich zur höchsten ehrenvollen Aufgabe stellt, seinen Mitmenschen zu vernichten.

Noch grausamer wird ein Treffen auf dem Meere, wo mit den Kräften des Feuers und der feindlichen Menschenhand als dritte Macht sich noch die endlos öde Wasserfläche oder die brausenden Wogen verbinden, damit von allen Seiten zugleich der Tod in hundertfachen Gestalten drohe. Unter allen diesen Treffen aber, von denen wir eine genauere Kunde besitzen, war eins der grausigsten die Seeschlacht vom 11.—14. Juni 1666, in welcher die Niederländer mit den Engländern kämpften. Zwar waren mit jenen auch die Franzosen verbündet; aber sie hatten ihre Schiffe noch nicht zu ihnen stoßen lassen und diese bestanden allein den Kampf unter der Anführung de Ruyter's.

Vom ersten bis zum achten Junius 1666 stachen die vereinigten Flotten der niederländischen Provinzen von dem Hafen von Texel aus ins Meer; aber teils widriger Wind, teils völlige Stille hinderten sie ihrer Bestimmung gemäß vor dem 11. die englische Küste zu erreichen. Am Morgen dieses Tages waren sie etwa sieben bis acht Meilen ostseits von der Landspitze, die zwischen dem Kanal und der Themsemündung sich nach Osten hinausdehnt in die Nordsee. Eine frische Kühlte aus Südwest zwang sie dort die Anker fallen zu lassen. Unterdessen hatten die Engländer Nachricht von dem Herannahen der Niederländer empfangen und um die Mittagszeit sahen diese die englischen Flaggen und Segel am Horizonte auftauchen. In dieser Stunde war die Stärke der niederländischen Flotte drei und achtzig Linien-

schiffe und Fregatten, ungerechnet die Jachten, Brander und andere kleinere Fahrzeuge; aber bevor ein Schuß gethan war, verlor eines der besten holländischen Schiffe unter dem Kommando des wackeren Kapitäns von Gent durch das unaufhörliche Rollen und Stampfen bei dem heftigsten Südweste zuerst den Bugspriet und dann den Fockmast, so daß es hülflos dem Feinde vorlag. Der Admiral ließ es hinter die Schlachtlinie bringen und dann zur Notdurft hergestellt nach Holland heimwärts fahren, der Kapitän von Gent aber bekam ein anderes Schiff. Unterdessen war die englische Flotte näher herangekommen und man fand sie achtzig Segel stark. Sie bestand damals, wie auch noch jetzt, aus drei Abteilungen, die sich nicht, wie bei den Holländern, nach den Landesteilen und Provinzen unterschieden, welche sie gestellt hatten, sondern nach den Farben in das Geschwader der roten, der weißen und der blauen Flagge teilten. Hauptanführer war der Herzog Albemarle, der früher als Feldherr Monk, nach den Zeiten der englischen Republik, Karl II. wieder zurückgeführt hatte auf den Thron seiner Väter.

Es war zu spät geworden und die See ging zu hohl, als daß die Holländer die Anker, vor denen sie lagen, aufholen konnten, darum ließ de Ruyter um ein Uhr Mittags die Kabeltaue kappen und gleich darauf begann das Schießen. Beide Flotten waren nun unter Segel. Rechnen wir jedes der hundert und sechszig Schiffe nur auf fünfzig Kanonen, was doch nur die Anzahl

für eine Fregatte ist, so waren mindestens achttausend schwere Geschütze an jenem Tage im Feuer. Es war vier Uhr Nachmittags, als das erste englische Schiff sank, eine Fregatte von fünfzig Kanonen, nachdem sie noch eine Minute vorher von de Ruyters Admiralschiffe im Vorbeisegeln die letzte volle Breiseite empfangen hatte. Von da an folgte eine Zerstörung rasch der andern. Zwei holländische Schiffe standen gleichzeitig in Flammen, nicht durch feindliche Schüsse, auch nicht durch Brander, sondern durch glimmende Geschützpfropfen, welche der Wind ins Takelwerk wehte und dort anfachte. Nur mit genauer Not vermochten sich der Fürst von Monaco und der Graf von Guiche, die als Freiwillige zu ihrer Belehrung das Seetreffen mit ansehen wollten, von dem einen brennenden Schiff auf das Admiralschiff de Ruyters zu retten. Der Wind zwang die Engländer, an den Holländern vorbeizufahren und dann warfen sie die Anker aus, aber die Holländer wandten sich nnd diesmal mußten nun die Engländer die Ankertaue kappen. Um acht Uhr Abends sank ein schönes englisches Linienschiff mit siebzig metallenen Kanonen hundert Schritte weit von de Ruyters Admiralschiffe und ging mit Mann und Maus zu Grunde. Durch den wallenden Pulverrauch konnte man nur so viel erkennen, daß es der blauen Flagge angehöre. Am wenigsten vermochte bis dahin die gefürchteten Brander auszurichten. Zwar gelang es einem holländischen Brander dem Admiralschiff

der weißen Flagge an Bord zu kommen; aber im nächsten Augenblicke sank er auch. Ein zweiter Brander gelangte an dasselbe Schiff, ward aber auch zugleich in den Grund gebohrt. Dennoch hatte der erste Brander gezündet und schon flackerte die Flamme und ringelte sich an einem Taue empor, so daß von dem Anblicke entsetzt dreihundert Matrosen und Seesoldaten von dem Schiffe ins Meer sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten. Als das der holländische Vizeadmiral Evertsen bemerkte, schickte er noch den dritten Brander auf dies englische Schiff; aber schon unterwegs war dieser in den Grund geschossen und es gelang selbst dem wackeren Kapitän und seiner übrig gebliebenen Mannschaft des Feuers Herr zu werden. Da vermochte der Engländer die Schüsse seines Gegners auf gleiche Weise zu erwidern, und gleich als fordere er Rache für die ausgestandene Gefahr, traf eine seiner ersten Kugeln den holländischen Vizeadmiral Cornelius Evertsen und riß ihn in Stücke. Endlich machte die späte Dunkelheit dem Schießen ein Ende und die ermatteten Menschen durften sich ein wenig Ruhe gönnen.

Doch sie genossen derselben nicht im Übermaße; denn während der Nacht mußten die Beschädigungen nach Kräften ausgebessert werden und die ersten Strahlen der aufgehenden Junisonne fanden die Menschen schon wieder bei ihrer entsetzlichen Arbeit und wiederum währte diese den ganzen Tag hindurch bis zu dem Abend.

Der Erfolg wechselte ohne Unterlaß, einmal war der Vizeadmiral Tromp mit seinem ganzen Geschwader umringt und schon brannten zwei seiner Schiffe, als es de Ruyter gelang, die feindliche Reihe zu durchbrechen und ihn heraus zu holen. Gegen Abend war die Anzahl der englischen Schiffe nur noch acht und dreißig, über vierzig waren entweder verbrannt, gesunken oder von den Holländern genommen. Da wandte sich Albemarle der englischen Küste zu. Auch die Holländer hatten viele Schiffe verloren und trotz ihrer Begier zur Verfolgung war es manchem nicht unlieb, als wieder die Nacht ihre Schatten breitete über Freund und Feind und sie zur Ruhe zwang. In der Morgenfrühe des 13. Juni steckten die Engländer alle schwer beschädigten Schiffe selber in Brand, damit sie nicht in die Hände der Feinde fielen, und suchten nach der Themsemündung zu entkommen. Sie spannten alle nur erdenkliche Segel auf und benetzten sie unablässig. Fast der ganze Tag verstrich auf diese Weise, des Abends waren sie der Küste so nahe gekommen, daß der Royal Prince das Admiralschiff der weißen Flagge unter Sir George Ascue, ein schönes Gebäude mit neunzig metallenen Kannnen auf eine Sandbank geriet, de Galper genannt. Vergebens gab Ascue durch Notschüsse und Notflaggen seine Gefahr zu erkennen, die anderen englischen Schiffe suchten ein jedes seine eigene Rettung und einige holländische Brander nahten still heran, um das prächtige Linienschiff anzuzünden. Da strich Ascue

die Flagge und auf dieses Zeichen der Übergabe ließ Tromp die Brander durch die üblichen Zeichen zurückrufen und die Mannschaft des englischen Schiffes in Booten herbeiholen. Kaum war Ascue an Bord des Vizeadmirals Tromp, als der Royal Prince teils durch die geschehene Entlastung, teils durch die steigende Flut wieder flott wurde; aber de Ruyter, der das Schiff nicht mit Mannschaft besetzen konnte, schickte nun abermals die Brander hin und nach wenigen Minuten stand eins der schönsten Schiffe in vollen Flammen und zersprang mit furchtbarem Krachen.

Also schien der Sieg am Abend des 13. Juni völlig in den Händen de Ruyters zu sein: aber zur selben Zeit, als der Royal Prince zersprang, bemerkte man am Rande des Horizontes neue Flaggen und Segel auftauchen, es war die englische Flotte von zwei und zwanzig Schiffen unter dem deutschen Prinzen Robert, welche in den vorhergehenden Tagen der erwarteten französischen Flotte entgegengestellt, nun aber zur Hülfe herbeigerufen war. Vergebens suchte de Ruyter die Vereinigung aller Engländer zu hindern, noch am späten Abend verkündeten die Freudenschüsse, daß sie gelungen war, und weissagten den neuen blutigen Kampf des folgenden Tages. Die englische Flotte war nun wieder etwa sechzig Schiffe stark, eben so zahlreich war auch die niederländische, von der nur etwa zwanzig verbrannt oder gesunken waren; aber die Hälfte der englischen Mannschaft war frisch und unermüdet und ihre

Schiffe **völlig** unbeschädigt, die holländischen minder oder **mehr** alle zerschossen.

In **der** Morgenfrühe des 14. Juni berief de **Ruyter** alle Kapitäne zum Kriegsrat und ermunterte sie noch einmal, ihre Pflicht zu thun. Um acht Uhr Morgens begann abermals der entsetzliche Donner der Kanonen und von beiden Seiten ward mit solcher Erbitterung gekämpft, als wären die vorhergehenden Tage nur erst eine Vorbereitung gewesen zu diesem letzten Gefechte. Wiederum begann die Sonne des langen Sommertages zu sinken und noch konnte man nicht sagen, daß das Übergewicht entschieden auf dieser oder jener Seite sei. Da ließ de Ruyter noch einmal alle drei holländischen Geschwader sich vereinigen und keilförmig die englische Linie an drei Stellen durchbrechen. Dieser Angriff entschied. Zwar verteidigten sich die Engländer noch mutig und standhaft anderthalb Stunden lang; aber allmälig ward es still. Um sieben Uhr Abends lagerte sich ein dicker Nebel über die Wellen und zwang die Menschen vollends zur Ruhe. Während des Nebels trieben die Schiffe unter kleinem Segel daher; aber als am Morgen des 15. Juni die Sonne aufstieg, waren beide Flotten weit aus einander und selbst von den Raen aus konnten die Holländer kein englisches Segel erblicken. Noch am selben Tage kehrte de Ruyter mit seinen Schiffen bis zum Texel zurück. In den Kirchen beider Länder wurde Gott Lob und Dank dargebracht für den Sieg, in Wahrheit war der

Vorteil entschieden auf der Seite der Holländer, und de Ruyter beherrschte von da an das Meer.

Im folgenden Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit im Juni, waren die kriegführenden Mächte dem Abschlusse des Friedens nahe; aber die Engländer machten noch allerlei Schwierigkeiten, während ihr König die Gelder, die sein Parlament ihm zum Krieg bewilligt hatte, in Ausschweifungen vergeudete. Da wagte de Ruyter eine kühne That. Er fuhr mit der holländischen Flotte an die Mündung der Themse, ließ die Tiefe des Stromes untersuchen, und als man sie hinreichend fand, segelte er mit günstigem Winde stromaufwärts, um die englischen Schiffen auf den Werften zu zerstören. Auf dem Flusse selber lagen mehrere neue schöne Schiffe, noch nicht vollständig aufgetakelt, aber schon mit Geschütz und Mannschaft versehen. Erst wollten die Engländer sie verteidigen, als aber vier ihrer neuen Linienschiffe in vollen Flammen standen, floh die Besatzung der andern. Die Festung Sheerness ward genommen und geschleift, die Engländer versenkten sechzehn kleinere Schiffe im Fahrwasser der Themse, doch vergebens, es war noch Raum da und de Ruyter fuhr hindurch. Weiter hinauf war der Fluß mit einer großen schweren Kette gesperrt. Da bat ein holländischer Kapitän, der wegen eines Disziplinarvergehens in Haft saß, de Ruyter möge ihm gestatten, mit seinem Schiffe diese Kette zu sprengen. Der Admiral bewilligte es und wieder segelte die Flotte weiter; die Engländer aber zün-

deten nun selber ihre Schiffe an, um dadurch die Feinde abzuhalten. Auf einem der brennenden Linienschiffe stand nur noch der Kapitän, Douglas mit Namen. Man rief ihm zu, er solle sich retten; aber er erwiderte: „Nie hat ein Douglas ohne Befehl seinen Posten verlassen!" und flog mit seinem Schiffe in die Luft. Bei Chatham lag unter andern auch das größte englische Schiff von hundert metallenen Kanonen, der Royal Charles, welches wenige Jahre vorher den König Karl II. aus der Verbannung von Holland nach England zurückgeführt hatte. Auch dieses zündete de Ruyter an und die Flamme aller dieser brennenden Schiffe leuchtete so weit ins Land hinein, daß man sie in London erblickte und daß dort die Menschen vor Angst und Schrecken sich zusammenrotteten. Die bewährtesten Geschichtschreiber Englands erzählen, daß zur selben Zeit zu Windsor der König Karl II. und seine Hofdamen sich erlustigten mit der Jagd auf eine Motte.

Nach dieser That Ruyters waren die Engländer zum Frieden gern bereit. Ruhmgekrönt kehrte der einfache Mann in sein Vaterland heim und wohnte zu Amsterdam, bis die Republik seiner wieder bedurfte und ihn aussandte zu neuen Siegen. In seiner stillen Häuslichkeit wie im Donner der Kanonen und dem Krachen der berstenden Schiffe war de Ruyter ein Muster wahrer Gottesfurcht. Einst war er vor einer Schlacht tiefgebeugt und nicht im stande, seine Gedanken zu einem festen, sicheren Plane zu ordnen. Da ging er allein

hinunter in seine Kajüte, fiel nieder auf seine Kniee und flehte zu Gott um Erleuchtung seines Sinnes. Sein Gebet war kurz, aber er fühlte sich wunderbar erleichtert und gehoben. Er stand auf stieg auf das Verdeck und gab kaltblütig seine Befehle. Heiß entbrannte der Kampf; aber die trefflichen Anordnungen de Ruyters entschieden bald den Sieg zu Gunsten der Holländer. Solche Eigenschaften wurden verherrlicht durch eine fast wunderbare und in unseren Tagen unglaublich lautende Bescheidenheit, so daß selbst der Ruhm, der ihm notwendig folgen mußte, ihm öfters zur Last ward. „Gott," sprach er, „wird mich verlassen, wenn ich mich dieses Lobes erhebe. Es gilt mir gleich, ob jemand mich erwähnt oder mich preist, wenn ich nur mein Gewissen befriedige und in treuem Dienste für mein Vaterland erfülle, was die Regierung unserer Republik mir gebietet." Einige baten ihn um die Erlaubnis, aus seinen Schiffstagebüchern die merkwürdigen Begebenheiten seines Lebens zusammenstellen zu dürfen; aber er verweigerte es, indem er sprach: „Nicht ich, sondern Gott hat das alles gethan." Er selber erzählte wohl einmal seinem Enkel von solchen Vorfällen; aber wenn sein Schwiegersohn ihn nach dem Datum fragte, so gab er darauf keine Antwort und hielt in seiner Erzählung inne, weil er fürchtete, daß solche Fragen und Erkundigungen zu einer Geschichte seines Lebens oder einer Lobrede dienen sollten. Denn einer solchen erachtete er sich nicht für würdig.

Im Jahre 1675 bat der König von Spanien die Generalstaaten von Holland um Hülfe gegen die Franzosen und gegen den Aufstand in Sicilien, und die Holländer, die wenige Jahre vorher auch der spanischen Unterstützung sich erfreut hatten, schickten de Ruyter mit einer Flotte ins mittelländische Meer. Aber es waren nur vier und zwanzig Schiffe, unter ihnen zehn Linienschiffe und außerdem vier Brander; deshalb beklagte sich der alte Krieger, daß eine solche Flotte einer so wichtigen Sendung nicht entspräche. Die Admiralität erwiderte ihm darauf, man wolle nicht hoffen, daß er in seinen alten Tagen den Mut verlöre; aber de Ruyter antwortete: „Ich schätze mein Leben gering für die Republik; doch es thut mir leid, daß die Herren die Flagge der Republik so gering schätzen.“ Er ahnte sein Schicksal und nahm von seinen nächsten Freunden einen Abschied für immer. Zu Palermo verschaffte sein mächtiges Fürwort vier und zwanzig protestantischen Predigern, die für ihren Glauben auf den sizilischen Galeeren ruderten, sogleich die Freiheit; wenige Tage hernach, am 22. April 1676, traf er in der Meerenge von Messina mit den Franzosen unter dem berühmten Du Quesne zusammen. Gleich zu Anfang des Treffens zerschmetterte eine Geschützkugel dem alten Manne Fuß und Bein; er stürzte nieder und mußte in seine Kajüte getragen werden. Doch unablässig ließ er sich Bericht abstatten von dem Gange der Schlacht und so oft man ihm die Kunde brachte, daß ein feind-

liches Schiff genommen oder zerstört sei, sprach er ruhig: „Fahrt so fort, meine Kinder, und haltet euch brav!" Sein eigenes Admiralschiff war in großer Gefahr und man zählte siebzig schwere Schüsse durch seine Segel; aber endlich blieb der spanisch-holländischen Flotte der so teuer erkaufte Sieg.

Sieben Tage lang dauerte noch das Leben in dem würdigen Greise und während der Zeit beschäftigte er sich nur mit der Flotte und im Besonderen mit der Fürsorge für die Verwundeten. Die letzten vier Tage sah er selber seinen Tod vor Augen; er lag still, äußerte wenig und dann beständig Worte aus den Psalmen, die er immer sehr gern gelesen hatte. Mehrmals sprach er ein Dankgebet für die Gnade Gottes, die er über sein Leben ausgebreitet.

Vier und zwanzig Stunden lag er im Todeskampfe und verschied dann endlich still und ruhig am 29. April 1636. So starb Michael Adrians Sohn, de Ruyter, einer der ersten Feldherren und der edelsten Männer aller Zeiten. Hollands Stern ging mit ihm unter.

Die Regierung in Syrakus bot einen prächtigen Begräbnisplatz für den entschlafenen Helden, doch nicht in geweihter Erde, weil er ein Protestant gewesen war und die Geisttichkeit es deshalb nicht erlaubte; aber die Holländer zogen vor, die Leiche zurückzuführen in seine Heimat. Die Franzosen waren edel genug, dem schmerzlichen Verluste Hollands Anerkennung widerfahren zu

lassen, und begrüßten das Trauerschiff mit den üblichen Ehrenschüssen. Die Könige von Spanien, Frankreich und Dänemark ließen den Generalstaaten ihr Beileid über den unersetzlichen Verlust bezeugen und der König von Spanien schenkte dem Sohne Engel de Ruyter für ihn und seine Nachkommen die spanische Herzogswürde und einen Jahresgehalt von zweitausend Dukaten. Allein ein solcher Titel schien dem Sohne des alten Helden nicht verträglich mit der republikanischen Gleichheit seiner Mitbürger, darum bat er bei den Generalstaaten von Holland um eine andere Würde und sie machten ihn zum Baron. Allein das Geschlecht de Ruyter starb mit diesem Baron und seinem Neffen aus. Noch heute zeigt man in Amsterdam am Hafen (de buitenkant) das Haus, wo zu den Zeiten des Friedens der alte Held wohnte.

So viel Kinder als Tag im Jahr.

Ihr müßt nicht alles glauben, was man erzählt und schreibt,
Ich will Kritik erlauben, wenn ihr sie geistvoll treibt.

Was neulich mir erzählte vom Hag ein alter Mann,
Graf Hennebergs Vermählte geht dieses Wunder an.

Zu ihr Almosen heischend kam eine Bettelfrau,
Zwei Zwillingskinder kreischend trug sie im Arm zur Schau.

So überreich gesegnet, doch arm an Geld und Gut,
Da hat sie sich verwegnet zu heischen wie sie thut.

Die Gräfin rief entrüstet: „Fort, unverschämtes Weib,
Mit eitel Schande brüstet sich so dein schnöder Leib.

„Fort, fort, es ist mein Zimmer, der Buhlerin zu rein:
Zwei Kinder können nimmer von einem Vater sein.“

Da sprach die Schwergekränkte: „So wünsch ich denn fürwahr,
Daß Gott euch Kinder schenkte so viel als Tag im Jahr.“

Der Wunsch war ausgesprochen: die Gräfin klagte sich,
Bald nahten ihr die Wochen; da ging es wunderlich:

Dreihundert fünf und sechzig der Tage zählt das Jahr,
Dreihundert fünf und sechzig der Kindlein sie gebar.

Der heilgen Taufe Gaben, lebendig allzumal,
Empfing sogleich der Knaben und Mädchen Überzahl.

Elisabeth, den Namen gab man den Töchterlein,
Johannes, den bekamen die Knaben insgemein.

Man zeigt noch heut die Becken, darin sie sind getauft;
Die Mutter hat vor Schrecken die Haare sich gerauft.

Vor Schreck ist sie gestorben; die Kindlein haben auch
Bald Gottes Reich erworben durch heilger Taufe Brauch.

Vom Hag ist es geschehen nicht eine Meile weit,
Ihr mögt das Grab noch sehen, wenn ihr ungläubig seid.

Die Ermordung der Brüder Johann und Cornelius de Witt.

„Du zürnst der Welt? Hast du es auch in dir erwogen,
Was dich leichtfertig hat zum Zorn erregt?
Dich hat die Welt in ihrem Wesen nicht betrogen,
Nur du hast sie dir falsch zurecht gelegt."

In der ersten Zeit der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, als der tiefdenkende Staatsmann Johann de Witt, unter dem Titel Ratspensionär, die Geschicke seines Vaterlandes lenkte, als der Seeheld de Ruyter seine Schlachten focht, standen die Niederlande auf dem Gipfel ihrer Macht und Größe und die Provinz Holland allein besaß zehntausend Kauffahrer und hundertachtundsechszigtausend Seeleute. Auch die Seemacht des Landes hat nie vorher oder nachher solche Höhe erreicht; denn im Jahre 1672 konnte de Ruyter einmal mit mehr als neunzig großen Schiffen auslaufen. Aber viele Holländer und unter ihnen besonders der Anhang des jugendlichen Prinzen Wilhelm von Oranien, der nachher als Wilhelm der Dritte auf den englischen Königsthron gelangte, nahmen es de Witt bitter übel, daß er über die Seemacht die Landmacht vergaß. Auch zürnten sie ihm, daß er den zweiundzwanzigjährigen ernsten und schweigsamen Jüngling noch nicht zu den Geschäften des Staates heranzog; aber de Witt fürchtete die Wiederherstellung der früheren Statthalterschaft und besorgte, daß der ehrgeizige Wilhelm sich der Alleinherrschaft bemächtigen möchte. Er dagegen war von Grund seiner Seele republi-

kanisch gesinnt. All sein Streben und Denken ging auf die Macht und Größe seines Volkes, die er immer fester auf den Handel bauen wollte. Diesen aber schien ihm jegliche Alleinherrschaft zu lähmen und er haßte sie überhaupt so sehr, daß er sein Gebet geschlossen haben soll mit den Worten: A furore Monarcharum libera nos, domine! d. h. Herr, erlöse uns von der Wut der Alleinherrscher! Dennoch war de Witt selber einem Alleinherrscher nicht unähnlich; er regierte für das Volk, aber ohne Zuziehung desselben. Niemand war sein Vertrauter, als sein gleichgesinnter Bruder Cornelius, und das Brüderpaar stand allein und vereinsamt.

Der Neid und die Eroberungsgelüste des französischen Königs Ludwigs des Vierzehnten hatten endlich den englischen König Karl den Zweiten im Jahre 1672 zu einem Bündnis gegen die kleine Republik der Niederlande vermocht und am achtzehnten April erließen beide mächtige Könige ihre Kriegserklärung. Mit furchtbarer Schnelligkeit drangen alsbald die Franzosen, von ihrem Könige und seinen ersten Marschällen geführt, fast zweihunderttausend Mann stark, in das kleine Land. Eine Festung nach der andern fiel und bald gewann neben der Bestürzung der argwöhnische Haß Raum, daß de Witt insgeheim die Franzosen begünstige und lieber französisch werden wolle, als prinzlich. Die kriegerischen Bischöfe von Köln und Münster vereinten ihre Waffen mit denen der Franzosen und solcher Übermacht

konnte das kleine niederländische Landheer von 20,000 Mann nirgends widerstehen, sondern mußte den Feinden alles überlassen. Nur zur See vermochte de Ruyter mit Erfolg zu kämpfen und mit seiner kleineren Flotte die vereinigte der Feinde zu schlagen, obwohl diese hundertundvierundsechszig große und kleine Schiffe, zusammen mit sechstausend Kanonen und 34,500 Mann Besatzung zählte. Aber zu Lande halfen alle Maßregeln nicht; denn obwohl man die Dämme der Flüsse durchstach, so war doch das Sommerwasser zu niedrig, um die Wiesen zu überschwemmen, und näher und näher wälzten sich die französischen Heeresmassen gegen die reichsten Städte der Republik. Ihre Kriegführung war derjenigen nicht unähnlich, welche einst die Hunnen unter Attila und welche dieser selbe, wie etliche Franzosen sagen, große König Ludwig einige Jahre später gegen die deutsche Pfalz am Rheine ausübten. Vornehmer und geringer Pöbel warf alle Schuld der Unglücksfälle auf den Ratspensionär de Witt und am 22. Juni spät abends ward er von vier Meuchelmördern angefallen und verwundet. Doch seine Wunden waren nicht tötlich, der eine der Mörder, der Sohn eines der ersten Gerichtsbeamten von Holland, namens van der Graaf, ward ergriffen und zum Tode verurteilt. De Witts Fürsprache bei den Richtern hätte vielleicht das Leben des jungen Mannes gerettet und jedenfalls wäre ein solches Fürwort politisch sehr klug gewesen; aber Johann de Witt sprach fest und

unbeugsam: „Fiat justitia et pereat mundus.“ Für die Gerechtigkeitspflege würde die Nachsicht bei einem solchen Verbrechen die furchtbarsten Folgen haben.“ van der Graafs Haupt fiel; aber sein Tod verband die Freunde des Hauses Oranien mit so vielen andern, teils böswilligen, teils getäuschten Feinden des Ratspensionärs und sie schwuren ihm Verderben.

Immer lauter erscholl der Ruf durch die holländischen Städte, man müsse das ewige Edikt, kraft dessen einige Jahre vorher auf den Betrieb des Ratspensionärs de Witt die Statthalterschaft für immer abgeschafft war, bei dem Unglücke der Zeit und der Notwendigkeit einer wohl angeführten Landmacht, nun wieder aufheben und den Prinzen Wilhelm von Oranien wieder zum Erbstatthalter ausrufen. Auch im Rat der Generalstaaten kam die Sache zur Sprache; Johann de Witt lag an seinen Wunden darnieder, Cornelius war unpäßlich, darum erhob niemand dagegen seine Stimme und der Prinz Wilhelm ward am 4. Juli 1672 für Holland, wie schon früher in Seeland, als Erbstatthalter anerkannt. Ein Pöbelhaufe drang mit der Urkunde vor das Bett des kranken Johann de Witt, um ihn zur Unterzeichnung zu zwingen. Johann wollte nicht und nur den Bitten seiner weinenden Gattin gab er nach und unterschrieb, fügte aber hinzu V. C. d. i. vi coactus, durch Gewalt gezwungen. Das sah ein Prediger, der den Haufen anführte, und ruhte nicht eher, bis de Witt auch dieses wieder ausgestrichen hatte.

Also ward Johann de Witt vom Gipfel seiner Macht gestürzt und Prinz Wilhelm übernahm die Verteidigung seines Vaterlandes. Die Franzosen und Engländer boten den Frieden an unter schmählichen Bedingungen; allein Wilhelm erwiderte den Unterhändlern: „Ich biete Gut und Blut fürs Vaterland und lasse mich lieber in Stücke hauen, als daß ich auf solchem Fuße unterhandele und Frieden schließe. Kein Gedanke ferner mehr davon, geschweige denn ein Wort!" Was er dann, was die Bürger Amsterdams und anderer Städte an Mut, an Aufopferung für ihr Vaterland geleistet, steht jeglichem Beispiele kühn zur Seite, welches nur die Geschichte zu melden vermag; aber gleicher Weise ward nach der andern Seite hin eine That verübt, so schwarz, so finster, wie nur jemals die Entfesselung aller Leidenschaften der Menschen sie geboren hat.

Die Erbitterung gegen Johann de Witt war mit der Erhebung des Prinzen nicht besänftigt, sondern stieg noch immer mehr und als er am 31. Juli den Prinzen zur Übernahme der Statthalterschaft beglückwünschte, empfing ihn dieser so kühl, daß de Witt in Überlegung aller dieser Umstände beschloß, am 3. August sein Amt als Ratspensionär niederzulegen. Diese Entsagung nahmen die Staaten an und Johann de Witt war einfacher Privatmann. Aber auch damit war der Zorn gegen ihn nicht besänftigt, sondern nahm eher zu als ab, und noch immer sprachen viele von der Straflosigkeit des Verrats am Vater=

lande. Zur selben Zeit schwoll auch zu Dordrecht gegen den Altbürgermeister Cornelius de Witt die Wut des Volkes immer mehr, und sie fand endlich ihr Werkzeug an einem Wundarzte, namens Tichelaar aus Piershill im Lande Putten. Diesen Bezirk hatte Cornelius de Witt als Ruward, d. i. Ruhewärter, zu verwalten.

Am 8. Juli des Morgens um 10 Uhr kam Tichelaar an das Haus des Ruwards und bat um Zulassung zu seinem Vorgesetzten. De Witt lag unpäßlich darnieder und darum weigerte seine Gemahlin das Gesuch; aber auf das wiederholte Kommen und Andrängen des Wundarztes gestattete sie ihm den Zutritt. Nicht unbekannt mit der Stimmung des Volkes gegen ihren Gemahl, gebot sie ihrem Sohne und ihrem Diener, an der Thür Wache zu halten, damit sie bei etwaiger Gefahr in der Nähe seien. Tichelaar verweilte nur etwas mehr als eine Viertelstunde, dann ging er fort geraden Weges in das Lager des Prinzen Wilhelm und brachte bei dem Herrn von Albrantswaard, dem Hofmeister Wilhelms von Oranien, eine Klage gegen Cornelius de Witt an, daß dieser ihn zu einem Mordanschlag gegen das Leben des Prinzen habe verleiten wollen. Auf diese Kunde ließ Wilhelm von Oranien den Tichelaar zu sich nach dem Haag entbieten, und dort erzählte ihm der Wundarzt dieselbe Sache mit genauer Angabe aller Umstände, die sich dabei zugetragen haben sollten. Die Anklage erschien den erbitterten Gemütern so bestimmt und klar, daß am 30. Juli

der Oberstaatsanwalt sich nach Dordrecht begab und den Altbürgermeister von Dordrecht, Ruward des Landes Putten und Oberaufseher aller hohen Schulen der Republik, aus seinem Krankenbette nach dem Haag ins Gefängnis führte. Als der ehemalige Ratspensionär Johann de Witt das Schicksal seines Bruders vernahm und zu gleicher Zeit das Gerücht hörte, sein Bruder solle kurz vorher als Bevollmächtigter der Generalstaaten dem Admiral de Ruyter den Befehl erteilt haben, die französische Flotte zu schonen, meldete er es diesem und bat um Aufklärung. Der rechtschaffene Admiral säumte nicht, sofort an den Ratspensionär und die Generalstaaten zu schreiben, daß diese Anklage gegen Cornelius de Witt und seine Wirksamkeit für die Schonung der französischen Flotte durchaus nichtig sei. Was die eigentliche Anklage durch Tichelaar betraf, so erhärteten die Frau von Cornelius de Witt, sein Sohn und der Diener eidlich, daß der Altbürgermeister mit dem Wundarzte Tichelaar niemals Verkehr gehabt habe und der Diener bezeugte, daß der Ankläger, nachdem sein Herr die vorgebrachte Bitte desselben abgeschlagen, sofort weggegangen sei; es ward ferner dargethan, daß am 3. September 1670 der Gerichtshof unter Vorsitz von Cornelius de Witt in einer Kriminalsache ein Urteil gegen den Wundarzt Tichelaar gefällt und derselbe aus diesem Grunde Haß gegen den Altbürgermeister gefaßt habe; es ward ferner nachgewiesen, daß Tichelaar noch während jener Zeit wegen eines gemeinen

Verbrechens in Untersuchung war; er ward als ein Mann von anerkannt schlechtem Rufe geschildert und überhaupt gegen seine Glaubwürdigkeit von den Freunden des Altbürgermeisters vierhundert und vier Artikel aufgestellt; allein Cornelius de Witt blieb in seiner Haft und der Prozeß gegen ihn nahm seinen ungestörten Fortgang. Der Wundarzt Tichelaar sagte aus, daß nach einigen Hin- und Widerreden über seine Sache der Altbürgermeister ihn seines Schutzes und seiner Hülfe versichert habe, unter der Bedingung, daß auch Tichelaar ihm einen Gefallen erweise. Auf die Antwort Tichelaars: er sei gern dazu bereit, wenn es nur in seiner Macht stände, habe de Witt mit Nachdruck erwidert: „Ihr könnt es, wenn Ihr nur wollt!" Dann habe Cornelius de Witt fortgefahren: „Ihr wißt, daß der Prinz von Oranien gegen meinen und meines Bruders Willen zum Statthalter ernannt ist, das gereicht dem Lande zum Verderben; denn es ist um unsere Freiheit geschehen und wir gehen unaufhaltsam der Alleinherrschaft entgegen. Darum muß es biegen oder brechen, der Prinz muß von der Welt und Ihr müßt ihn töten." Nach diesen Worten des Altbürgermeisters sei er, Tichelaar, erst sehr betreten gewesen, aber de Witt habe ihm so viele gute Worte gegeben, ihn so sehr gebeten und ihm so viele Belohnungen verheißen, daß er endlich eingewilligt und dann mit Cornelius de Witt den Plan zur Ausführung der That verabredet habe. Aber sobald er seinen Verführer

verlassen, habe sein Gewissen sich in ihm mächtig geregt. Zwei Tage lang habe er die Vorwürfe desselben ausgehalten und sich allein umhergeschleppt mit seinen Bekümmernissen, seiner Furcht und seinem Zweifel; aber endlich habe er es nicht mehr vermocht und sein Gewissen habe ihn gezwungen, das abscheuliche Vorhaben zur Kunde der Menschen zu bringen. Der Ankläger gab alle Einzelheiten der besprochenen Art und Weise der Ausführung so genau und so bestimmt an, wußte alle bei jenem Gespräche gemachten Einwürfe, alle erhobenen Bedenklichkeiten so umständlich wieder zu berichten, daß es manchem schien, als enthielte seine Anklage durchaus nur Dinge, welche bei der Lage der Verhältnisse sehr wohl möglich und selbst auch wahrscheinlich seien. Tichelaar legte auf diese Anklage seinen Eid ab und erbot sich, zugleich mit Cornelius de Witt gefoltert zu werden, damit die Wahrheit ans Licht komme.

Auch die Freunde des Altbürgermeisters, sein Vater und sein Bruder waren in großer Besorgnis, daß es dahin kommen möchte, und reichten nochmals eine Schrift bei dem Gerichtshofe ein, in welcher sie mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit und allen nur erdenklichen Rechtsgründen bewiesen, daß es durchaus unstatthaft wäre, auf die Aussage eines einzelnen durchaus bescholtenen und dem Angeklagten erwiesener Maßen feindlich gesinnten Mannes den Altbürgermeister von Dordrecht foltern zu wollen. Unter diesen Richtern saß auch van der Graf, der Vater des unlängst

vorher wegen des Mordanfalls gegen Johann de Witt hingerichteten jungen Mannes. Auf den Antrag des Staatsanwalts und seine Begründung durch die Worte des Gesetzes entschieden die Richter, daß durch die eidliche Aussage des Anklägers Tichelaar die Schuld des Angeklagten als erwiesen zu betrachten sei, daß jedoch zum Überfluß der Angeklagte durch die Folter dahin zu bringen sei, das Geständnis seiner Schuld mit eigenem Munde abzulegen. Noch einmal erschöpfte Johann de Witt alle Mittel, um die Peinigung von seinem geliebten Bruder abzuwenden, doch es war vergebens. Um zehn Uhr des Morgens erschien der Scharfrichter dem Gebote gemäß; aber die Richter hatten das letzte Verhör mit Cornelius de Witt noch nicht beendet und langsam und bedächtig ordnete der Büttel seine grausigen Gerätschaften. Die Richter waren zu Ende, da trat der Henker zu seinem Opfer und legte ihm die Daumschrauben zwischen das erste und das zweite Glied beider Daumen. Dann zog er sie an mehr und mehr; aber Cornelius de Witt stand ruhig und still, und als die Pein höher und höher stieg, sprach er die Worte des römischen Dichters:

Justum et tenacem proposti virum
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

Das vermochten die Richter nicht auszuhalten und stürzten aus dem Saale, nur der Staats-

anwalt blieb da und auf seine letzte Anfrage, ob er nun gestehen wollte, erwiderte Cornelius de Witt: „Ich habe nichts zu bekennen.“ Auf dieses Wort ward der Qual Einhalt gethan, die Richter kehrten wieder zurück auf ihre Sitze und Cornelius de Witt ward ins Gefängnis zurückgeführt.

Einige Tage hernach ward das Urteil über Cornelius de Witt gesprochen. Es lautete auf schuldig eines Versuchs zu einem Komplotte gegen das Leben des Statthalters, und infolge dessen wurde er in alle Kosten des Prozesses verurteilt, aller Würden und Ehrenämter verlustig erklärt und für immer aus Holland und Westfriesland verbannt.

Am selben Morgen, dem 20. August, kam ein Dienstmädchen in die Wohnung des gewesenen Ratspensionärs Johann de Wite und lud ihn ein, ins Gefängnis zu seinem Bruder Cornelius de Witt zu kommen, der mit ihm über einige wichtige Angelegenheit zu sprechen begehre. Als Johann de Witt dieser Einladung Folge leisten zu wollen verhieß, schüttelte ein Herr, der ihn zufällig besuchte, mißbilligend den Kopf und sprach: „Ich kann nicht begreifen, was den Altbürgermeister veranlassen sollte, Euch eine solche Ladung durch ein Dienstmädchen zukommen zu lassen. Ich denke, wenn er wirklich mit Euch zu sprechen verlangt, so würde er sich wohl eines andern Boten bedient haben. Mir gefällt das nicht; wenn Ihr es aber doch wollt, so bitte ich Euch, vorher noch erst Erkundigung einzuziehen, dann

wird es auch nachher noch zeitig genug sein." Indessen die Sehnsucht nach seinem Bruder hielt den Ratspensionär nicht länger in seiner Wohnung, er ließ sofort anspannen und fuhr nach dem Gefängnis. Cornelius de Witt hatte nicht nach seinem Bruder geschickt, doch ihre Freude über ihr Wiedersehen war so groß, daß sie es vergaßen, sich weiter darnach zu erkundigen. Johann drang in seinen Bruder, daß er mit ihm zurückfahren solle; allein Cornelius erwiderte: „Ich bin unschuldig und bleibe hier, bis ich appelliert habe von diesem Urteilsspruche." Das suchte ihm Johann de Witt auszureden, weil die Berufung nur dem Staatsanwalte zustünde. Auf ihr Gesuch erschien dieser und bat selber den Cornelius de Witt, im Fall er sich bei seinem Urteil nicht beruhigen wolle, so möge er einstweilen da bleiben, bis die Berufung vor sich gegangen sei. Dann schied er von den beiden Brüdern, die in ihrer Freude des Wiedersehens sich noch nicht trennen mochten.

Unterdessen veränderte sich die Lage der Dinge. Tichelaar war um halb zehn Uhr desselben Morgens aus seinem Gefängnisse frei entlassen und ging murrend und scheltend über den Verlauf der Sache über die Straße. Bald begegnete ihm ein Gesinnungsgenosse und ihm erzählte Tichelaar, Cornelius de Witt sei zwar gefoltert, aber nur so des Anstandes halber, weil der Buchstabe des Gesetzes es einmal so wolle; statt ihm den Kopf vor die Füße zu legen, hätte das Gericht ihn

nur zur Verbannung verurteilt. Das käme daher, weil die Richter im Grunde die Mitschuldigen des Verräters seien, und jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meine, müsse das beklagen. Solche Worte liefen von Mund zu Mund, und es rotteten sich bald einige Haufen zusammen. Tichelaar hatte sich mittlerweile in das Haus seines Freundes begeben; aber als er die Wirkung seiner Erzählungen sah, steckte er den Kopf aus dem Fenster und redete einen dort stehenden Haufen Volkes an: „Ihr Männer, der Hund wird gleich mit seinem Bruder aus dem Gefängnis kommen; denn dieser ist jetzt bei ihm. Die Zeit ist da, daß die Buben ihre Strafe erleiden, denn mit ihnen sind noch wohl hundert andere verbunden.“ Einige nahe stehende Bürger riefen nach Waffen und der Pöbel überbot sie bald mit dem grausenvollen Rufe: „Verrat, Mord, Mord!“ Einer um den andern schrie, daß er der erste sein wolle zu dieser That, und bald zogen sie wie entfesselte Raubtiere vor das Gefängnisthor.

Auf solche Nachricht ließ der Stadtrat sogleich diejenigen Bürger, welche für zuverlässig galten, zu den Waffen entbieten und hieß sie das Gefängnis besetzen. Aber das Wirbeln der Trommel rief den Pöbel erst recht zusammen und in dichten Haufen umdrängte er das Gefängnis. Die Bürgerwache stand in doppelten Gliedern vor dem Hause aufmarschiert, auch der Pöbel reihte sich in Glieder und auf die Frage, was das zu bedeuten habe, erwiderten einige aus demselben: „Wir wollen

den Altbürgermeister und den Ratspensionär aus diesem Gefängnisse nach dem Stadthause geleiten." Mittlerweile kam ein Schreiber des Ratspensionärs aus dem Gefängnis und wollte sich durch die Menge hindurchdrängen. Als der Pöbel davon hörte, schrieen einige Stimmen: „Wo ist der Schelm? Er soll auch mit dran!" Doch sie kannten ihn nicht, und obgleich totenbleich vor Furcht und Schauder, lief der Schreiber nicht vor, sondern mit dem Haufen dem vermeintlich Entflohenen nach, bis alle nach vergeblichen Bemühungen zurückkehrten. Da erst rettete er sich.

Von der Bürgerwache geschah nicht das Geringste, um den Pöbel zu vertreiben, und es war nicht schwer zu bemerken, daß unter allen Klassen der Bevölkerung die gleiche Erbitterung gegen die beiden Brüder herrschte. Unterdessen waren auch drei Schwadronen Reiterei aufgesessen und rückten heran. Von den Pöbelhaufen aus sah man Gewehre auf sie anschlagen; es bedurfte dessen nicht, denn auch die Reiter waren nicht willens, etwas gegen sie zu unternehmen. Auf einmal erhob sich das Gerücht, daß die Bauern des umliegenden Landes heranzögen, um die Stadt zu plündern. Man meinte, es sei von den Freunden der Brüder de Witt ausgestreut, um den immer neugierigen Pöbel nach anderen Orten und zur Zerstreuung zu verlocken, allein vergebens; mit einer entsetzlichen Konsequenz strebten diese Menschen nach dem Ziele ihrer Mordlust. Auf das Gerücht von dem Herannahen der Bauern gegen die Stadt

erhielt die Reiterei Befehl, von da wegzuziehen, während das Rasen des Pöbels noch immer zunahm. „Ich werde gehorchen", sprach der Anführer Graf Tilly; „aber nun ist es um die de Witt geschehen!" So war auch der Rettungsplan der Freunde de Witts, wenn anders jenes Gerücht von ihnen ausging, dem Brüderpaar zum Verderben geworden.

Da versuchte der versammelte Stadtrat vom Haag ein anderes Mittel. Außer Tichelaar war einer der Hauptanstifter des Auflaufs ein wohlhabender Silberschmied, namens Verhoef, ein langer, starker Mann, der unablässig den Haufen zu neuem Rachegeschrei gegen den vorgeblichen Prinzenmörder ermunterte. Zuerst trat zu Verhoef ein angesehener Mann, namens Maas, zog ihn bei Seite in ein nahegelegenes Haus und trank ihm einen Römer Rheinweins zu auf das Wohl des Prinzen von Oranien. „Wie Ihr das meint", erwiderte Verhoef, „weiß der Teufel; doch thue ich Bescheid auf solche Worte!" Maas trat näher zu ihm heran und sprach leise: „Es ist doch wohl nicht Sache eines Bürgers, Aufruhr zu erregen gegen die Obrigkeit. Laßt ab; denn was habt Ihr doch mit den Brüdern de Witt im Sinn?" Der Silberschmied erwiderte kurz: „sie totzuschlagen!" Maas entsetzte sich und fuhr fort, daß der Stadtrat es ihm Dank wissen würde, wenn er die Sache nicht weiter kommen ließe; aber Verhoef sah ihn grimmig an und sprach: „Wer Schelmen das Wort redet, ist selber nicht

viel besser!“ Auf solche Anrede zog der wohlmeinende Maas sich weislich zurück, statt dessen aber trat der Bürgermeister vom Haag, namens Groeneveld, zu Verhoef und ersuchte ihn, mit auf das Stadthaus zu kommen. Verhoef ging mit, und als er durch die vierzig Mann hindurchschritt, welche auf dem Stadthause die Wache hatten, raunte ihm einer derselben ins Ohr: „Wir wissen, was Ihr im Sinne habt; haltet Euch brav, und wenn sie da drinnen Euch zu Leibe wollen, so gebt nns nur ein Zeichen, wir werden schon kommen.“

Verhoef trat als Bürgersoldat bewaffnet in den Ratssaal und die ganze Versammlung, Bürgermeister und Schöffen und wer sonst da war, erhob sich vor diesem Manne und grüßte ihn mit unbedecktem Haupte. Eine solche Erniedrigung aller obrigkeitlichen und persönlichen Würde schien selbst dem Verhoef alles Maß zu übersteigen: er bat die Herren, sich zu setzen und zu bedecken. Es geschah, aber sie verlangten nun, daß auch er sich setze und sich bedecke. Er schlug es ab und blieb barhäuptig vor der Versammlung stehen. Der Bürgermeister Groeneveld nahm hieranf das Wort und eröffnete ihm, daß sie ihn entboten hätten, weil er ihnen als ein angesehener Mann im Haag bekannt sei, der um seines bedeutenden Vermögens willen allen zügellosen Unternehmungen des großen Haufens abgeneigt sein würde. Darum dürften sie hoffen, daß er allen seinen Einfluß zur Beschwichtigung des Haufens geltend machen

und den Brüdern de Witt so lange seinen Schutz angedeihen lassen würde, bis der Prinz Wilhelm in die Stadt käme. Auf diese Worte der Obrigkeit an einen Privatmann, und noch dazu einen aufrührerischen, fuhr Verhoef zornig heraus: „Der Teufel beschütze die de Witt! Wir wollen sie aus ihrem Gefängnis holen und um den Hals bringen.“ Ängstlich erlaubte sich einer der versammelten Ratsherren vom Haag die Bemerkung: „Ich kann doch nicht glauben, daß ein Bürger aus dem Haag die Hand bieten würde zu solchem Frevel!“ Verhoef entgegnete: „Und doch, ihr Herren, und wenn mir keiner beistünde, so thäte ich es allein. Habt nur eine halbe Stunde Geduld, so will ich Euch das Herz der beiden Verrätern in die Hand liefern.“ Entsetzt vor solch einer Rede sprach einer der Ratsherren: „Wenn es so steht, so ist es Zeit, daß wir uns alle aus dem Haag flüchten!“ Aber Verhoef versetzte: „Dann geht es Euch allen ans Leben, denn Ihr seid mit von dem Anhange dieser Bösewichter de Witt!“ Mittlerweile dauerte der Stadtwache das Verweilen des Silberschmieds vor der Versammlung zu lange und einige von ihnen eilten die Treppe hinauf, um zu sehen, was es gäbe. Sie traten in den Saal und einer von ihnen hatte die Frechheit, in die volle Versammlung hineinzurufen: „Wenn der liebe Gott ein Land strafen will, beraubt er die Herren ihrer Weisheit!“ Die Worte enthielten treffende Wahrheit, nur freilich in etwas anderem Sinne, als der Sprecher

es meinte. Verhoef begab sich wieder nach dem Versammlungsorte des Pöbels vor dem Gefängnisse und nur mit Mühe drängte er sich durch die Menschenmassen. Die Bürgerwehr stand still und rührte sich nicht, es mochte geschehen, was da wolle; manche aus ihnen aber machten mit Verhoef und Tichelaar gemeinschaftliche Sache. Nur das schwere Thor trennte die Haufen von dem Gefängnisse der Brüder, und nach seiner Rückkehr säumte Verhoef nicht, auch diese Schutzwehr nachdrücklich anzugreifen. Er legte sein schweres, mit zwei Kugeln geladenes Gewehr auf das Thor an und gab Feuer. Seinem Beispiele folgten viele andere und die Schüsse wurden in regelmäßigen Salven gegeben, so daß in wenigen Minuten alles Holzwerk an der Thür so durchlöchert war, wie ein Sieb. Doch das Eisenwerk allein reichte hin, die Thür zu halten; denn es lagen zwei schwere Riegel und ein eisenbeschlagener Querbalken davor. Einige rieten, man solle die Thür mit Pulver sprengen, ein Kutscher aber rief: „Laßt uns schwere Schmiedehämmer holen und mit ihnen die Thür einschlagen!“ Der Rat schien der beste, und Verhoef und der Kutscher eilten alsbald zu der unfern gelegenen Wohnung eines Grobschmiedes. Zuerst weigerte sich der Mann, die Hämmer herzugeben, aber sie wurden ihm mit Gewalt entrissen und bald hallten die furchtbaren Schläge der Hämmer gegen die Thür. Sie gab nach, Verhoef stürmte mit den andern Rädelsführern hinein und fragte den Gefangenwärter

nach dem Zimmer von Cornelius de Witt: zugleich verbot er ihm, ein anderes Zimmer zu öffnen, damit nicht irgend einem Diebe oder einem Mörder Gelegenheit zur Flucht gegeben würde. Sie stürmten in das Gemach und fanden hier außer den Brüdern de Witt noch vier Mann von der Bürgerwache, welche der Oberst derselben eine Stunde vorher zu ihrem Schutze hinaufgeschickt hatte. Der Altbürgermeister Cornelius de Witt lag auf einem Bette, sein Hut und seine Perrücke hingen zur Seite an der Wand, der Ratspensionär Johann de Witt stand an der andern Seite des Zimmers an einem Tische und hatte ein Papier in der Hand, welches er gelesen zu haben schien. Verhoef trat vor bis an das Bett, riß die Vorhänge desselben auseinander und sprach: „Verräter, Du mußt sterben, bet' zu Gott um Vergebung Deiner Sünden!" Cornelius de Witt erbleichte und sprach: „Freunde, was hab ich denn Übles gethan?" Verhoef entgegnete: „Du bist ein Prinzenmörder, ein Verräter, mach schnell!" De Witt erhob sich und saß still, die Hände lagen auf seiner Brust gefaltet, als ob er beten wollte. Das dauerte einem der Rädelsführer zu lange, er erhob seine Muskete und schlug mit dem Kolben nach Cornelius de Witt. Er traf ihn nicht; der Schlag war aber so mächtig, daß das Gestell, welches die Vorhänge des Bettes trug, in Stücken zusammenfiel. Cornelius de Witt setzte sich auf die Bettseite, um sich vollends anzukleiden. Einen Augenblick besann er sich und

schüttelte das Haupt, weil die Rohheit seiner Verfolger auch seiner Kleidungsstücke nicht geschont' sondern sie ekelhaft besudelt hatte; aber Verhoef herrschte ihm zu: „So beeile Dich nur, es ist ja doch nur um eine kurze Zeit für Dich zu thun!" Einer der Männer nahm den Schlafrock und warf ihm denselben um, damit es nur um so schneller ginge. Da trat Johann de Witt hinzu und fragte: „Wollt Ihr auch mich ums Leben bringen?" Sogleich erwiderte einer: „Ja gewiß, Du Schelm, Verräter, Dieb, Du sollst den Weg Deines Bruders wandeln!" Und um den Worten Nachdruck zu geben, führte sogleich einer von ihnen mit dem Kolben seiner Muskete einen schweren Schlag auf das Haupt des Ratspensionärs. Er fehlte nicht, das Blut rieselte nieder vom Haupte des Geschlagenen. Der Ratspensionär zog sein Taschentuch hervor, legte es auf die Wunde und sprach dann: „Ihr Männer, wenn es um mein Leben zu thun ist, so schießt mich sogleich zusammen!" Bei diesen Worten entblößten sie seine Brust und schon besannen sich einige, ob sie es thun wollten, als Verhoef dazwischen rief: „Nein, gute Freunde, nicht also! die Schelme müssen öffentlich sterben, eben so wie sie den guten Buat und den unschuldigen van der Graaf haben sterben lassen. Das ist Gottes wunderbare Schickung, daß es ihnen nun auch so gehen muß."

Die Worte fanden Beifall, und die Bürger stießen Cornelius de Witt vorwärts durch den Gang der Treppe zu. Als der Ratspensionär

das sah, ergriff er den Silberschmied bei der Hand und fragte: „Wohin Ihr Bürger? was soll das?“ Verhoef sagte nachher aus, bei diesen Worten des Ratspensionärs habe ein solches Feuer in seinen Augen geglänzt, daß, wenn de Witt bewaffnet gewesen wäre, er selber nicht gewagt hätte, ihn zu zweien anzugreifen. Während sie so daher gingen, fragte Verhoef den Ratspensionär: „Mein Herr, wie habt Ihr doch so weit von unserem lieben Gott abweichen können, daß Ihr ein Land, in welchem Ihr ein so geachteter und so angesehener Mann waret, an die Franzosen verraten und so manchen wackern Krieger ins Grab gebracht habt?“ Der gewesene Ratspensionär erwiderte: „Wenn alle so gehandelt hätten, wie ich, so wäre bis auf diesen Augenblick auch nicht eine einzige Stadt in Feindes Händen.“ Verhoef wollte noch mehr fragen und im Besondern wollte er sich erkundigen nach den Anhängern des Ratspensionärs und sie, wie er selber nachher sagte, nötigenfalls mit Gewalt herauspressen; aber das rasende Volk rief von unten auf, es dauere dort oben zu lange, und einer schrie dem Verhoef zu, er verständige sich wohl schon mit dem Ratspensionär und habe wohl schon seine Geldbörse und seine Uhr in der Tasche. Auf solche Worte brach Verhoef aus: „Die Zeit ist gekommen für die Schelme! Hinaus mit ihnen!“ Sobald Cornelius de Witt aus der Thür trat, ward er seitwärts an die Mauer gedrängt. Noch einmal rief Johann de Witt: „Ihr Männer und

Mitbürger, wir sind keine Verräter, bringt uns nach dem Stadthause, daß man uns da verhöre!" Aber seine Stimme erstarb in dem Wutgeheul der Menge. Auch Cornelius de Witt wollte noch einmal seinen Mund aufthun, aber ein schwerer Schlag mit einem Gewehrkolben warf ihn nieder. Er stützte sich auf die Hände, um sich wieder zu erheben; aber umsonst, denn ein Schlag nach dem andern fiel auf das Haupt des unglücklichen Mannes, bis er erlegen war. Johann de Witt stand einige Schritte seitwärts von seinem Bruder, unmittelbar vor der Thür. Ein Schlag, der auf ihn gerichtet war, traf den Silberschmied Verhoef, daß dieser blutend sich eilig aus der gefahrbringenden Nähe zurückzog. Im selben Augenblick feuerte einer ein Pistol auf den gewesenen Ratspensionär ab, mit den Worten: „Das ist etwas für das ewige Edikt!" Noch stand Johann, aber ein Stich in die Brust warf ihn nieder. Er lag auf den Knieen und richtete flehend die Hände empor; aber dann brach er zusammen. Es war geschehen. Die Bürgerwache feuerte die Gewehre ab, nicht gegen die Mörder, sondern aus Freude über den gelungenen Mord. Was dann weiter mit den Leichen geschah, das niederzuschreiben sträubt sich meine Feder: in den Schreckensjahren der ersten französischen Revolution, zu den Zeiten der spanischen Inquisition hat sich weniges ereignet, das an Abscheulichkeit wetteifern könnte mit den Thaten der Bürger von Haag im August des Jahres 1672. Zuletzt hingen die Buben die

Überbleibsel der Leichname bei den Füßen an einem Schandpfahle auf, von wo in der Nacht die trauernden Freunde sie abnahmen und beerdigten.

Es schien, als ob alle Schlechtigkeiten der menschlichen Natur an jenem Unglückstage ans Licht kommen sollten. Während die Mordthat geschah, saßen die Reiter, welche zum Schutz der Wohnung des Ratspensionärs vor demselben aufgestellt waren, ab von ihren Pferden. Sie stürmten das ihnen anvertraute Haus, erbrachen die Keller und betranken sich in dem vorgefundenen Weine. — Die Gemahlin des Altbürgermeisters Cornelius de Witt fuhr am selben Tage nach dem Haag, um ihren Mann abzuholen; aber einige Freunde hielten beim Thor ihren Wagen an und baten sie wieder umzukehren. Sie ließ sich endlich dazu bewegen, hielt aber im nächsten Dorfe an, um bei dem Geistlichen des Ortes, der von ihrem Gemahle erhoben und begünstigt war, einigen Trost zu empfangen. Er selber öffnete die Thür, erkannte sie sofort und sprach: „Gnädige Frau, Ihr könnt hier nicht sein, ich will mit dieser Sache nichts zu thun haben.“ Nach diesen Worten schlug er die Thür heftig wieder zu und ließ die trostlose Wittwe davor stehen.

Das Menschenherz birgt unbegreifliche Rätsel in sich, und als ein solches müssen wir auch diese That an den Brüdern de Witt betrachten. Sie steht in der holländischen Geschichte vereinzelt, und nicht blos dies, sondern auch vereinzelt an jenem

Tage und in jener Stadt, denn nur die beiden Männer waren der Gegenstand des Hasses der Menge. Mit ihrem Tode hatte die Leidenschaft ausgetobt, keinem wurde sonst ein Haar gekrümmt und am folgenden Tage ging alles seinen gewohnten Gang. Nur der Prinz Wilhelm von Oranien befleckte noch nachher seinen sonst so wohl verdienten Ruhm durch eine That, die derjenigen Tichelaars und Verhoefs nicht ferne steht. Die Mörder wurden nicht zur Strafe gezogen und Tichelaar erhielt ein Jahrgeld von vierhundert Gulden bis an den Tod des Prinzen. Doch er hat ihn noch zwölf Jahre überlebt und ist zuletzt in Elend und Dürftigkeit verkommeu.

Die genaueste Untersuchung der Papiere der beiden Brüder de Witt hat nicht einen Schatten des Verdachts wegen des Einverständnisses mit den Franzosen und des beabsichtigten Prinzenmordes bestätigt. Sie sind als ein Opfer der politischen Verblendung und der Bosheit gefallen, nnd so beurteilten es auch richtiger als das eigene Volk, die Könige von Frankreich und England. Als Karl II. die Nachricht von dem Untergange des Ratspensionärs vernahm, entsetzte er sich und sprach: „Es thut mir leid um diesen großen Staatsmann; aber er hat eines der gefährlichsten Ämter bekleidet. Als Cats es niederlegte, kniete er in der Ratsversammlung mit Freudenthränen nieder und dankte Gott, daß er ohne Unglück davongekommen sei.“ Ludwig XIV. drückte sich auf die Nachricht von dem Tode Johannes de

Witt den Hut in die Stirn und sprach: „Nun ist den Niederlanden die Herzader abgeschnitten. Wie konnte doch dies friedfertige Volk eine so gottlose That verüben an dem scharfsinnigsten Staatsmanne, den jemals eine Zeit hervorgebracht hat!"

Unglück der Stadt Leiden.

„Sei mit dem Deinen
Allzeit im Reinen."

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesen Tagen 11,000 Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf wie alle Tage; der eine betete sein: „Das walt Gott!" der andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sichs schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm auf halb fünf stand, — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder

waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (Ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblicke waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und tot unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde, Menschen und Tiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wütete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorratshäuser voll Öl und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend, leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit

einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Toten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrenvollen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön, — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn es außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Stavoren.

„Jeder hat einen Sparren frei,
Wer's nicht glaubt, hat zwei."

Unter den handeltreibenden Seestädten Hollands nahm vor mehr als 600 Jahren Stavoren den ersten Rang ein. Die Schiffe seiner Kaufleute bedeckten die Meere und führten das Schönste, was die Länder aller Zonen erzeugen, in seinen sichern Hafen. Ein so ausgebreiteter Handel brachte den Wohlstand dieser Stadt auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe. Zwar gab

es, wie allerwärts, auch hier unter den Bewohnern gar manche Arme; doch war die Zahl der Begüterten überwiegend. Aber auch Wohlleben, Üppigkeit und Pracht, die gewöhnlichen Begleiter großer Reichtümer, ermangelten nicht, sich in Stavoren einzufinden und um so mehr zu wuchern, als in törichtem Stolze und verderblichem Wetteifer es einer dem andern an Glanz, an Schaustellung großer Kostbarkeiten, an prächtigen, verschwenderischen Festen zuvorthun wollte. Die Sage erzählt, es seien viele Häuser, Palästen gleich, in Marmor erbaut, das Innere mit dem kunstreichsten Getäfel verziert, mit den reichsten Stoffen belegt und mit den seltensten Geräten versehen und die Pforten, statt mit Eisen, nur mit edlen Metallen beschlagen gewesen.

Keiner indes von allen Kaufherren Stavorens konnte an Gütern sich mit Jungfrau Richberta vergleichen. Das Glück, das jede ihrer Unternehmungen mit der reichsten, und nicht selten mit ungehoffter Spende lohnte, schien an ihr zeigen zu wollen, bis zu welchem Grade es seine Gaben an einen Sterblichen verschwenden und wie lange es ihm seine Gunst erhalten könne. Die Handelsflotten der Kaufherrin, nach den entferntesten Ländern entsendet, kehrten jedesmal mit dem reichsten Gewinne nicht nur, sondern auch mit den köstlichsten Waren zurück, mit Schmuck, Perlen und Edelsteinen, die im Palaste ihrer Besitzerin und an deren prächtigen Gewändern zu strahlen verwendet wurden.

Ein so unerhörtes Glück konnte Jungfrau Richberta nicht mit dem Gleichmute ertragen, mit welchem allein sie es wahrhaft hätte genießen können; und wenn es wahr ist, was ein Weiser sagt, daß großes Mißgeschick sich leichter als übermäßiges Glück ertrage, so war Richberta bestimmt, für die Richtigkeit dieses Satzes einen Beleg abzugeben. Ihr Stolz hielt mit der Vermehrung ihrer Schätze gleichen Schritt, und sie zeigte ihn sowohl durch Verachtung ihrer ärmern Mitgeschöpfe, als sie denselben in den üppigsten, schwelgerischsten Festen befriedigte, die sie der Stadt weniger zur Zerstreuung und Erheiterung, als nur darum gab, damit die Gäste über die immer neue Pracht der Gemächer und über die fremden köstlichen Speisen und Weine staunen und die Geberin beneiden sollten.

Bei einem dieser rauschenden, sinnverwirrenden Freudenfeste, die dem Geiste nichts bieten und das Herz leer lassen, wurde der Jungfrau Richberta ein fremder Gast angemeldet. Er komme aus weiter Ferne, ließ er ihr sagen, habe vieler Könige Länder und den Glanz ihrer Höfe gesehen, und sei gekommen, auch Richbertas Reichtum zu bewundern, von dem die Fama ihm Außerordentliches berichtet habe.

Die geschmeichelte Herrin, hieß den Fremdling an ihrer Seite Platz nehmen; er erschien, ein noch rüstiger Greis, in der malerischen Tracht des Morgenlandes; sein Anstand war so würdevoll als edel, und zu Richberta trat er, den Willkomm

aus ihrer Hand erwartend, der nach der Sitte seines Landes dem Ankömmling mittelst Darreichung von Brot und Salz symbolisch geboten wird. Aber es fand sich kein Brot auf den üppigen Tafeln, die unter der Last seltener, gaumenkitzelnder Gerichte sich beugten und von denen die einfache Nahrung der Armut verbannt war.

Schweigend nahm der Fremde seinen Platz ein, und als er sich erquickt, erzählte er angenehm und lehrreich von seinen Reisen zu Land und Meer, von fernen Völkern und ihren Sitten, von seinen Schicksalen, seinen Freuden und Mißgeschicken, von der Hinfälligkeit irdischer Güter und der Wandelbarkeit menschlichen Glücks.

Wohl lauschte jedes Ohr den ansprechenden Worten des rätselhaften Gastes; nicht aber Jungfrau Richberta. Ihre Eitelkeit konnte nichts anderes erwarten, als daß der Fremdling lobpreisend sich über ihren Reichtum und den Glanz ihres Festes verbreiten und Vergleichungen anstellen würde, die ihrem Stolze nur neue Nahrung gegeben hätten; aber er schwieg davon, bis endlich, von ihr selbst aufgefordert, er eingestand, solche Pracht und Verschwendung nur bei Königen gefunden zu haben; um so auffallender jedoch sei es ihm, schloß er, hier das Allerbeste und Edelste zu vermissen, was die Erde erzeuge.

Vergebens drang man in den seltsamen Gast um nähere Erklärung; er blieb stumm, und als die Fragen zu dringend und ungestüm wurden, entfernte er sich und niemand sah ihn wieder.

Richbertas Stolz und Neugier, in gleichem Maße angeregt, ließen ihr fortan keine Ruhe mehr. Sie besaß an Kostbarkeiten alles, was die Zunge nennt, was Land und Meer erzeugen und in ihren Tiefen bergen; dennoch sollte das Allerbeste ihr fehlen? Sie fragte weise Männer und Wahrsager, ließ Zauberer und Traumdeuter kommen; aber keiner wußte etwas zu nennen, das sie nicht schon längst besessen hätte.

Da befahl sie, in ihrem rastlosen Verlangen nach dem unbekannten allerköstlichsten Gut, Schiffe auszurüsten, alle Meere und Länder zu durchforschen und nicht eher heimzukehren, bis es gefunden sei.

Ihr Flottenmeister stach mit diesem schwierigen Auftrag in See, unschlüssig, wohin er den Lauf seiner Schiffe lenken sollte. Einen Teil schickte er nach Ost und West in die entferntesten Meere, während er selbst mit seinem Schiffe auf gut Glück sich den Winden überließ. Da geschah es, daß eindringendes Seewasser einen Teil der Nahrungsmittel verdarb, und wenn hiernach auch noch immer kein Mangel an Fleisch, Wein und anderen Gegenständen des Luxus eintrat, so war doch Mehl und Brot gänzlich ungenießbar geworden, und es wurde der Mangel daran bald auf das schmerzlichste empfunden. In dieser Not erkannte der Flottenmeister klar, was er für das Köstlichste und Beste halten müsse; nicht die Spezereien und Wohlgerüche Indiens, nicht die Perlen aus dem Meeresgrunde, noch das Gold aus

tiefem Schacht der Berge, sondern die einfache, überall gedeihende Gabe der Natur, das unentbehrliche, unschätzbare, nährende und erquickende Brot. Er erkannte nun auch den Sinn der dunkeln Worte, die jener Fremde beim Gastmahle gesprochen, und sein Entschluß war schnell gefaßt. Nach einem Hafen der Ostsee steuerte er und nahm daselbst eine volle Ladung des schönsten Weizens ein, mit welchem er zurück nach Stavoren segelte. Kaum angekommen, trat er vor Jungfrau Richberta, die ihn sobald nicht erwartete, und verkündete ihr, er wisse nun, was das Köstlichste und Beste aller Güter sei; er habe es gefunden und in Menge mitgebracht. Er erzählte nun der hocherstaunten Herrin, wie er zu dieser Kenntnis gelangt, wie der geheimnisvolle Gast nur das fehlende Brot gemeint haben könne, und wie er daher glaube, den Auftrag aufs beste ausgeführt zu haben.

Aber Richberta war dieser Meinung nicht; sie warf dem bestürzten Diener wütende Blicke zu, und indem sie nur mühsam einen Ausbruch ihres Zornes unterdrückte, fragte sie ihn, von welcher Seite das Schiff die Ladung eingenommen habe; und jener erwiderte, daß dies von der rechten Seite geschehen sei. „Nun denn“, rief die Übermütige, „befehle ich Euch, diese ganze Ladung sofort an der linken Seite über Bord ins Meer zu werfen.

Umsonst waren alle Vorstellungen gegen diesen schrecklichen Befehl; umsonst bestürmte der

treue Diener das Herz Richbertas, indem er sie beschwor, den reichen Gottessegen nicht der Vernichtung preiszugeben, sondern damit wenigstens die Not der Armen zu lindern; umsonst schickte er Scharen von Hilfsbedürftiger zu ihr, den harten stolzen Sinn zu erweichen; es blieb alles vergebens und vor ihren Augen ließ sie die reiche Weizenladung, die so vielen hätte Brot geben können, unter dem Geheul und den Verwünschungen der Menge ins Wasser werfen.

Der Meeresgrund hatte die Ladung aufgenommen, aber die Körner wurden eine Saat des Verderbens.

In dem Schlamme der See aufkeimend und emporschießend, und immer von neuem Grunde bedeckt, sproß ein Wald von Halmen, ohne Ähren, in unnatürlichem Aufwuchs immer höher empor, den Seepilzen und Spinnen gleich, bis zur Oberfläche des Wassers, und da die oft bewegten Massen des Grundes somit einen Halt fanden, so bildete sich eine ungeheure Sandbank vor Stavorens Hafen, die keine menschliche Macht mehr durchbrechen konnte. Die zahlreichen Schiffe der Stadt, also auch die Richbertas, fanden keinen Eingang mehr im sichern Port und wurden das Opfer der wütenden Wellen. Handel und Reichtum waren dahin, und immer wiederkehrende Schläge des Schicksals stürzten die stolze Jungfrau von der Höhe ihres Glanzes und Glückes in Mangel und Elend, so daß sie ihr Brot nur mit dem Bettelstabe gewann.

Die See aber, der nun eine gewohnte Bucht verschlossen war, tobte mit immer neuem Ingrimm gegen das Ufer, und während der Stürme einer finstern Gewitternacht durchbrach sie die Deiche, umflutete die Stadt und riß diese mit den Grundlagen hastig in die Tiefe, gleich einer lang ersehnten Beute.

Wo einst Stavoren gestanden, da wälzt jetzt der Zuydersee seine meist trüben Wogen. Wenn aber das klare Gewässer einen Blick in die Tiefe gestattet, so sieht der Schiffer mit Grauen, noch heutigen Tages, im Grunde die stolzen Türme und Thore, die Straßen und die hohen Giebel der Paläste dieser versunkenen, einst so prächtigen Stadt.

Sachregister.

(Die römische Ziffer zeigt den Band an, die dahinterstehende deutsche die Seitenzahl.)

Verzeichnis der Autoren.

Aschenberg, Wilh. Assing, R. M. Baader, Fr. Bäßler, Ferd. Becker, Aug. Beer, A. T. Beisler, Karl Rud. Beldern, A. Bernard, A. Herm. Blankarts, Moritz. Bleckmann, Fr. Boussier, F. u. H. Braun, G. C. Bürger. Buri. Chamisso, A. v. Collen, J. B. Cramer, Karl. Drimborn, F. G. Enslin. Karl. Ernst, Fr. Fellen, A. L. Fischbach, Pet. Flecken, A. J. Friedheim, M. Gedecke, Fr. Geib, Karl. Gerock. Gertner. Girschner, W. Görres, Guido. Göthe. Grieben, Hermann. Griesinger, Theodor. Grimm, Gebr. Groote, E. v. Grube, A. W. Grüneisen, K. Gruppe F. G. Gündel, F. H. Günther, F. Hangard. Hauptmann, Dr. Hebel. Henninger, Alois. Herchenbach, Wilhelm. Heß, H. D. Heyl, F. Hill. Hocker, Nikolaus. Hohbach, Aug. Horn, W. O. v. Karl am Rhein. Kaufmann, Alex. Kieser, F. J. Kinne, H. Klopp, O. Kopisch, A. Kreuser, J. Kreuter. Krug von Nidda. Laven. Lehmann, Otto. Lennig, Fr. Lener, J. M. Lundorf, Mich. Kaspar. Magenau, F. H. Magenau, Rud. Martinus. Menk, Fr. Montanus (Zuccalmaglio, Vinzenz). Moris, L. Moscherosch, E. Mühl, Gustav. Müller, Jos. Müller, Wolfgang. Nölle, Franz. Otto, Fr. Pfarrius G. Platen. Plein, P. Chr. Pröhle, Heinr. Rappard, C. v. Reithard, J. J. Reumont, Alfred. Richter, Albert. Rogge, F. W. Rückert. R. v. C., Gerh. Seidl, J. G. Schade, Oskar. Schanz, Pauline. Scheben, W. Schenkendorf, M. v. Schiller. Schubert, H. Schmid, F. W. A. Schmidt, K. Ch. L. Schmölder, Jos. Schneider, Jakob. Schreiber, Aloys. Simrock, Karl. Smets, W. Stöber, Aug. Stöber, Ad. Spitz, J. W. Trog, Carl. Uhland. Wackernagel, W. Weyden, E. Wenzel H. Wolf, Joh. Wilh. Würtenberger, Alex. Wyß, J. R. Ziehnert, Widar. Zschokke.